

Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv
Nr. 3/1984

Inhalt:

Paula Schlier: Petras Aufzeichnungen oder Konzept einer Jugend nach dem Diktat der Zeit (Auszug).	3
Christian Schwaighofer: JUNGTIROL. Literarisches Leben zwischen Provinzkunst und Moderne.	21
Erika Webhofer: Zur Rezeption von Karl Kraus. Der Briefwechsel aus dem Nachlaß Albert Bloch — Michael Lazarus — Sidonie Nádherný.	35
Sigurd Paul Scheichl: Thomas Bernhard: Ferdinand Ebner, eine Erregung. — Eine Miscelle zur Ebner-Rezeption.	54
Eberhard Saueremann: Trakls Widmung an Gretl oder Das Märchen von Bruder und Schwester.	58
Eberhard Saueremann: Unveröffentlichte Autographen Georg Trakls.	61
Hinweise:	
Eberhard Steinacker: Brief an einen Herausgeber der Zangerle-Festschrift »Untersuchungen zum 'Brenner'«.	63
Richard Detsch: Erwiderung.	64
Trakl-Manuskript verkauft.	65
Trakl-Manuskript versteigert.	66
Trakl-Bibliographie.	66
Suchanzeigen.	66
»Gesellschaft der Freunde des Brenner-Archivs«.	67
Walter Ritzer †	67

UB Innsbruck



+C111406307

Gedruckt mit Unterstützung der Tiroler Landesregierung

Eigentümer und Verleger: »Gesellschaft der Freunde des Brenner - Archivs« und Forschungsinstitut »Brenner - Archiv«

Druck: Steiger - Druck, 6094 Axams, Schäufole 6

Herausgeber: Walter Methlagl und Eberhard Sauermann

Für den Inhalt verantwortlich: Eberhard Sauermann

per Adr. Forschungsinstitut »Brenner - Archiv«

Universität Innsbruck (Tel. 05222/724/3471)

A - 6020 Innsbruck, Innrain 52

Nachdruck oder Vervielfältigung nur mit Genehmigung der Herausgeber gestattet.

Paula Schlier:

Petras Aufzeichnungen oder Konzept einer Jugend nach dem Diktat der Zeit (Auszug)

In der Redaktion der Patrioten

In den letzten Jahren war die Politik in München nicht mehr ein Zeitvertreib der Bürger, sondern eine Epidemie, die alle ergriffen hatte und im Hochsommer 1923 unmittelbar vor ihrer Krisis stand. Das Hauptsymptom der Krankheit bestand darin, alles, was in den Gesichtskreis des Münchners trat, mochte es nun die Hermannsschlacht im Prinzregententheater sein oder das Kraftstauwerk am Walchensee, die Neue Sezession im Glaspalast, der geplante Umbau der Technischen Hochschule, das Wohltätigkeitsfest der Prinzessin Hohenlohe, die Sturzflüge Udets, die Tanzrevue im Deutschen Theater, die Senkung der Bierpreise durch Herrn von Kahr und so weiter, kurz, das ganze Leben vom Münchner Kindl angefangen bis hinauf zum Bayerischen Löwen, durch den »Versailler Schmachfrieden« bedroht zu sehen. Niemand in München schien mehr einen Gedanken fassen, ein Wort aussprechen zu können, ohne die Erwägung, wie er das Vaterland retten könne. Man erzählte, daß Damen der höchsten Gesellschaft nachts nicht schlafen konnten, sondern ruhelos sich zwischen den Fliederbüschen und Nachtigallenklängen ihrer Villengärten ergingen. Kein Vater war so stolz wie der, dessen Sprößling vor jeder Generalsuniform stehen blieb und mit dem Finger deutete: »Das ist Dudendoff«, oder wenn er gar schon singen konnte: »Sieg-reich woll'n m'r Frank-reich schlagen, sterben als ein tapf-erer He-eld!«

Es bestand auch kein Zweifel, daß der Retter bereits erschienen war. Er sprach allmorgentlich im Bürgerbräu- oder Löwenbräukeller. Zu diesen Redeabenden ließen sich Beamte und Angestellte schon um fünf Uhr dienstfrei geben, um bis acht Uhr »anstehen« und noch einen Platz im Saal erhalten zu können; die Hausfrauen verzichteten auf die Zubereitung des Abendessens, und die Kinder weinten, weil sie nicht mitdurften. Eines Abends wollte auch ich Adolf Hitler sprechen hören, und ich ging gegen sieben Uhr hinaus zum Löwenbräu. Die Straßen von der Dachauerstraße bis zum Stiglismayerplatz waren schwarz von eilenden Menschen; vor dem Gebäude selbst, das erhöht liegt und zu welchem Stufen hinaufführen, stauten sich die Menschenmassen. Der Saal, eine Arena, die Tausende von Leuten faßt, war bereits überfüllt. Hoch oben an der Eingangstüre erschienen »Sturmtruppen« in Uniform und Helm. Einer mit einem Horninstrument zur Verstärkung der Stimme, wie sie am Meer gebräuchlich sind, damit der Laut durch den Nebel sich fortrage, verkündete: »Kein Platz mehr! Alles umkehren! Unser Führer Hitler wird sprechen nach dieser Versammlung noch im Spatenbräu, Hackerbräu, Bürgerbräu, Augustinerbräu! Alles umkehren!« In die schwarze Masse vor dem Gebäude kam Bewegung, doch die wenigsten kehrten um, die meisten schickten sich an, die Stufen zu stürmen. Ich schwenkte meine Journalistenkarte über dem Kopf und rief, was ich konnte: Hier Presse! Sofort geschah ein Wunder. Hoch oben zog die Hitlergarde aus einer Seitentür ein Seil hervor, es schien das der Feuerwehr zu sein, ein Sturmtruppler faßte das Ende, viele ergriffen die Mitte, einer den Anfang, und so schlängelten sie sich mit dem Tau durch die Menschenmauer hindurch bis zu mir herunter. Sie banden mich mit dem Seil fest, oben rief ein Soldat: Ganze Kompanie los!, das Tau wurde angezogen und die Reise begann. Ich ward in großer Geschwindigkeit durch die Menschenmenge, der es selbst nicht gelang, auch nur um Schritte vorwärtszukommen, geschoben und gewunden, ohne auch nur anzustoßen, und in einer Minute war ich oben. Da hier erst recht nicht weiterzukommen war, holte der Sturmtrupp einen Stuhl und trug mich auf den Schultern durch den Saal. Ich sah von dieser Höhe unter mir nur Rauchschwaden, dazwischen rote, runde Köpfe und auf den Tischen graue, runde Steinkrüge. Der Sturmtrupp setzte mich auf das Podium, in unmittel-

bare Nähe unseres redenden und heftig gestikulierenden Helden und vor die Reihe der »Kollegen« von der Zeitung. Die Berichterstatter saßen über ihren stenographierenden Bleistift gebückt und lächelten; der Redakteur von der Münchner Neuesten ironisch, der von der Münchner Post giftig, der von der Münchner Zeitung sachlich. Mich riß die Rede unseres Helden sofort hin. Das Volk stand gebannt, regungslos, nur hie und da klapperte verstohlen ein Bierkrugdeckel, und zuweilen erschütterte ein orkanartiges Gelächter den ganzen Saal. Hitler sprach ungeheuer witzig; die Massen kannten ihren Führer ganz genau, wußten, was er jetzt sagen mußte und wie gut er den Gedanken in ihrer eigenen Brust ausdrücken würde. Sie lasen ihm die Empörung an den blitzenden Augen ab und die Würze des Witzes an den nicht mißzuverstehenden Handbewegungen. Hitler sprach immer einige Sätze in einem Schwung und schleuderte den letzten dieser Sätze unter das Publikum wie eine Kugel. Er ließ die Kugel rollen und die Leute begreifen, was er gesagt hatte. In den Sprechpausen wischte er sich den Schweiß von der Stirne und tat einen tiefen Schluck aus dem Bierkrug, der auf seinem Rednerpult stand. Die Menge applaudierte, daß es klang wie das Trommeln einer ganzen Flut von Hagelkörnern, und es war nicht zu unterscheiden, ob Hitler trank, damit die Leute klatschen konnten, oder ob die Leute applaudierten, damit Hitler trinken könne.

Ich schrieb über diese Versammlung keinen Bericht, sondern fing an, eine Reihe Aufsätze gegen die patriotische Bewegung und zur Verteidigung der Demokratie zu verfassen, die ich in einer Nürnberger Zeitung unter meinem Namen veröffentlichte. Als bald aber hatte die völkische Bewegung so bedrohliche Formen angenommen, daß selbst der einzelne sich fragen mußte, ob er diese Sache mit Ironie allein abtun könne. Nicht nur, daß die Bürger von Hitler ihre Rettung aus dem wirtschaftlichen Ruin erhofften, auch das Volk, selbst jenseits der bayerischen Grenze, ein großer Teil des wirklichen, arbeitenden Volkes feierte in ihm den zukünftigen Befreier. »Ernst zu nehmende Männer der Wissenschaft« hatten sich der allgemeinen Haltung angeschlossen und versuchten nun der »patriotischen« Bewegung ein theoretisches Fundament zu geben. Der Aufstand des ganzen Volkes, ein Bürgerkrieg schien unvermeidlich und nur noch von dem Signal der Machthaber abhängig zu sein. Es kamen mir Bedenken, ob meine Stellungnahme nicht eine voreilige gewesen sei und ob eine solche Volksbegeisterung wirklich jeder tieferen Berechtigung entbehren könne. Eines Tages ging ich in die Redaktion der Völkischen Zeitung — den demokratischen Zeitungsbetrieb hatte ich schon im Sommer verlassen — und erkundigte mich, ob nicht irgend eine untergeordnete Stellung frei und zu besetzen sei. Zufällig war der Posten einer Stenotypistin zu vergeben. Die Prüfung auf meine Eignung hiefür wurde so vorgenommen, daß ich zehn Zeilen zu stenographieren und zehn Zeilen auf der Maschine zu schreiben hatte. Woher ich komme und wer ich sei, danach fragte niemand, geschweige denn, daß irgend jemand sich für meine Haltung zur Sache, in der ich künftig arbeiten sollte, interessierte. Die Meinung einer Stenotypistin in einer großen Redaktion ist völlig gleichgültig, die Schreiberin gehört zur Maschine, sie hat nur eine Funktion: die der Bedienung von Hebel und Taste.

Ich nahm die Stellung an, um zu erfahren, welche besonderen Eigenschaften und Fähigkeiten der Menschen, auf die ein Teil des deutschen Volkes so große Hoffnungen setzte, meiner Wahrnehmung bisher verborgen geblieben sein konnten. Über meine Tätigkeit in der Redaktion des »Beobachters« führte ich ein Tagebuch, in das ich, vom Tag meines Eintrittes an bis über den mißglückten Münchner Revolutionsversuch hinaus, einige wenige persönliche Beobachtungen, die unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse entstanden sind, eintrug. Sie mögen hier folgen:

[24. September]

Als ich um 8 Uhr morgens in die Redaktion kam, fand ich außer einigen Ordonanzen und kleinen Mädchen, welche die Räume mit dem Besen kehrten, noch niemanden vor. Zwi-

schen neun und zehn Uhr, je nach der Wichtigkeit ihrer Stellung früher oder später, kamen die Redakteure. Zumeist sind es junge Menschen von großer Formlosigkeit, mit der typischen Kellerhautfarbe der Redakteure; sie scheinen nie ausgeschlafen zu haben. Hinter allen Affekten, die zur Schau getragen werden, wie Zorn, Lustigkeit, »Vaterlandsliebe«, wird Nervosität allein streng verborgen. Anders und freier erscheinen nur Chefredakteur R., ein Deutschbalte, aristokratisch, ironisch, der »wertvollste Theoretiker« der Bewegung, und Herr E., der Adjutant Hitlers, ein jähzorniger, unwissender und naiver Knabe. Überhaupt war das erste, was mir auffiel — was ich erwartet, aber doch nicht in einem solchen Grade erwartet hatte — eine deutliche Sphäre der Naivität, die das Wesen der Menschen, ihrer Zeitungsgedanken und auch das Wesen ihrer ganzen »Idee« ausmacht. (Ist doch der Gedanke, die Menschheit wäre ohne Juden auch nur um einen Grad glücklicher, auch dann, wenn er das Heil nicht in einer gewaltsamen Lösung der Judenfrage erblickt, ein kindlicher). Vom ersten Augenblick an, als ich E. sah, war mir klar, daß die Art, wie diese Leute hier, den übelsten Instinkten des Volkes schmeichelnd, »Politik« trieben, nicht auf böser Absicht beruhe, sondern einfach auf Dämlichkeit, und daß auf sie alle Beyles Wort, es gebe immer nur Irrtümer des Verstandes und keine des Herzens, zutrifft. Da mir dies klar ist, da ich es für möglich halte, daß sie es ehrlich meinen und nur in ihrem Bewußtsein »ein Register zu wenig« haben, um das Unsinnige ihres Beginns einsehen zu können, so beabsichtige ich auch nicht, ihnen feind zu sein. Ich werde oft mutlos werden, das weiß ich, und mich entsetzlich fremd unter ihnen fühlen, aber vielleicht werden sich die Arbeiten, die ich hier zu erledigen habe, doch bewältigen lassen, ohne daß die Unfreiheit mir gegenüber allzu drückend würde. Für die Arbeitgeber werde ich immer nur eine undeutliche Kulisse im Hintergrund der Bühne sein. Eine Maschinschreiberin halten sie ja nicht für fähig, Wesen und Wert des Nationalsozialismus überhaupt verstehen zu können, und so würden sie mich, selbst wenn ich ihnen opponieren wollte, für ungefährlich erklären. Erst wenn ich ihnen in einer weniger untergeordneten Stellung begegnete, würden sie aufmerksam werden, mich als gefährlich empfinden und bemüht bleiben, meine Haltung zu diskreditieren. Denn jeder, der nicht »patriotisch« ist, gilt hier — wie überhaupt im ganzen heutigen bürgerlichen Deutschland — nicht nur als ein Idiot, sondern auch als unanständig.

[25. September]

Um neun Uhr bevölkert sich die Redaktion, das Telefon, ein großer Zentralapparat, beginnt in roten und gelben Lichtern aufzuglänzen, zu surren und zu klingeln, die Mädchen fangen an Maschine zu klappern, die Redakteure zu diktieren. Besucher strömen herein, stellen Fragen, Stimmengeschwirr setzt ein, Türeenschlagen und Durcheinanderlaufen. Die großen Räume füllen sich mit Menschen, ganze Kolonnen ziehen vom Flur in die Säle und wieder zurück, die Geräusche des Telephons, der Maschinen, der Rufe und Kommandos, dazwischen die untergeordneten der gerückten Stühle, der fallenden Scheren, der scharrenden Schritte, der zuknallenden Türen sind nicht mehr zu entwirren. Das ständige Klingeln des Telephons bleibt als Grundton. Wer nervös ist, entziffert mit verstopften Ohren sein Konzept. Draußen zieht Musik vorbei. Alles stürzt ans Fenster, die Fahne wird hochgezogen. Herrn E.s neues Rad wird durchgetragen; alles bewundert das Rad. Am Telefon bekommt ein Redakteur einen Wutanfall. Über einen Witz lacht schallend der ganze Raum. Ein Offizier des Oberkommandos — das »Oberkommando« befindet sich nebenan, doch die Offiziere halten sich mit Vorliebe in der Redaktion auf — fuchtelte mit dem Revolver. Eine Kleine schreit darüber entsetzt auf. Viele Offiziere, wahre Hünen, stehen in Haufen umher, machen schlechte Witze oder besprechen einen Regimentsbefehl. Auf den Bänken im Gang sitzen in langen Reihen die Besucher, die auf eine Audienz bei Hitler warten.

Wenn das Durcheinander so groß ist, daß zehn Fragen gleichzeitig an einen gestellt werden, dieser aber keine Zeit hat, auch nur eine Frage zu beantworten, wenn dieser nun der-

vös wird, so ergreift Nervosität auch alle anderen und die Atmosphäre scheint von Aufregtheit aller Art durchtränkt. Der Bewegungsraum wird immer enger, die Luft dick und schlecht, der Berg an Manuskripten wächst immer höher, die Zeit, die bis zum Abend bleibt, erscheint beängstigend kurz. Diese Situation symbolisiert das Wesen der Bewegung: Aufregung statt Leidenschaft. Man kennt nur Lautsein. Leidenschaft wäre still.

[27. September]

Ein Artikel entsteht auf folgende Weise. Redakteur W., laut schreiend, den Lärm übertöndend: »... der offene Verrat des Chefjuden Bernhard von der Vossischen Zeitung ist der Gipfelpunkt. . .«, sich unterbrechend: »Wo ist das Klischee für das Inserat, Meier? Mit diesem Brief heute noch in den Verlag! . . . Sie wollen heute Abend nicht sprechen, Holzinger? So sprechen Sie doch noch einmal über historische bayerische Juden, das Alte zieht immer wieder. . . Was sagte ich, Fräulein? Ach so: Gipfelpunkt. Bleiben Sie sitzen, Fräulein, das Telephon kann stundenlang klingeln, oder schlagen Sie den Kasten meinetwegen auch zusammen! Also: ist der Gipfelpunkt des Hohnes.« Herr E. erscheint in der Türe. »Wer hat meine Verbindung unterbrochen?« »Die Verbindung ist nicht unterbrochen worden, Herr E.« E., blaurot im Gesicht: »Die Verbindung ist unterbrochen.« Knall, die Türe zu. Herr W., sehr liebenswürdig: »Wo waren wir, Fräulein? Richtig: Hohnes. Haben nicht sämtliche jüdisch-demokratischen Blätter sich nicht genug tun können, vom passiven Widerstand. . .« Zwei Herren, die schon längere Zeit, interessiert lächelnd, zugehört haben, verbeugen sich leicht gegen Herrn W. »Was wünschen Sie, meine Herren? . . Sehr liebenswürdig, aber ich brauche nicht bis zum Punkt zu diktieren, ich komme nie aus dem Konzept. Die Herren sind amerikanische Journalisten? Ich habe leider gar keine Zeit, wenn Sie wirklich mit zwei Minuten zufrieden sind? Aber nicht länger, keinesfalls!« Herr W. bleibt zwei, zehn, zwanzig, dreißig Minuten verschwunden. Als er wiederkommt, sagt er: »Die Herren haben mich zum Abendessen eingeladen!« Eine Dame tritt herein. Sie trägt eine Ledermütze mit Kinnband, die wie ein Stahlhelm aussieht. »Heil und Sieg!« ruft sie und schwenkt die Arme, »ich möchte ein Bild von Hitler!« Herr E. erscheint: »Welches Bild, gnädige Frau, das mit den verschränkten Armen, das Brustbild, Kopfbild oder dies hier mit dem finsteren Gesicht? Auf diesem Bild hier, sehen Sie, ist der Schnurrbart am besten.« Die Dame verschwindet mit den Bildern. »Heil und Sieg!« ruft sie noch einmal an der Türe und schwenkt die Arme. »Eine begeisterte Anhängerin«, sagt Herr W., »also wo sind wir, Fräulein? . . . Passiven Widerstand zu schwärmen. Wer aber hat denn anders als die Vossische Zeitung den Dolch im Rücken der Ruhrkämpfer geschliffen? Hat man nicht Schlageter und seine Freunde als Verbrecher hingestellt und. . .« Ein kleiner, feister, hypereleganter Herr tänzelt herein. Er trägt weiße Gamaschen, lila Weste, ein Monokel. »Gestatten Sie, das Manuskript hier. . . heute Unterredung mit von Kahr. . . die Anmeldungen zum Reiterkorps«, flüstert er wichtigst. »Mit diesem Herrn, meine Damen«, sagt Herr W., als der kleine Herr gegangen war, »müssen Sie liebenswürdiger sein; es ist der Fürst von W., jener kühne Kavallerist, der Lille in einer Attacke, die er ganz alleine ausführte, mit einem Handstreich einnahm. Also weiter: . . . Und hat die Vossische Zeitung nicht bei jeder unserer Abwehren aufgeschrien, als wenn im Rheinland eine Synagoge zerstört worden wäre?« Weitere Besucher kommen. »Herr Hitler ist nicht zu sprechen.« »Wir werden warten, bis Herr Hitler zu sprechen ist.« Ein großer, eleganter Herr tritt fröhlich lächelnd auf uns zu. »Ah, Herr Hofschauspieler U., darf ich bitten? Ein Mann an der Türe sieht forschend in das Durcheinander. »Ein Kriminalbeamter? Nein, wir sind für diese Schnüffler nicht zu sprechen!« Eine Dame bleibt schüchtern auf dem Gang stehen. »Sie sind Fräulein K., gnädiges Fräulein?« Als die Dame gegangen ist, tritt Herr W. an das Fenster und blickt ihr nach. »Das ist die berühmte Tänzerin K. gewesen, die sich mit ihren Beinen ihren Pelzmantel verdient hat«, sagt er zu Chefredakteur R., der der Dame ebenfalls nachsieht. Ein Offizier mit einer Haarmähne, die er in den Nacken zurückschüttelt, stürmt herein. »Wenn ich bitten darf, Herr Hauptmann, das Oberkomman-

do ist nebenan!« Ein Redakteur schreit zu Herrn W. hinüber: »Können Sie mir sofort achtzehn Milliarden pumpen, W.? Nicht? Wieviel dann?« »Eine halbe.« »Wer kann mir sofort achtzehn Milliarden gegen gute Deckung pumpen?«

Eine elegante, blonde Amerikanerin, um die sich sogleich die Offiziere des benachbarten Sturmtrupps scharen, kommt herein. »Darf ich an Sie einige Fragen stellen, Fräulein? Erstens: Ist Herr Hitler verheiratet?« »Nein.« »Zweitens: Was hält Herr Hitler von Amerika?« Die mir von Herrn W. inspirierte Antwort lautet: »Von der Wall-Street aus werden die Geschicke der Völker regiert, Amerika als Kulturnation hätte die Aufgabe, die dunklen Pläne des Judentums. . .« »Drittens: Was hält Herr Hitler von Japan? Viertens: Wie wird Herr Hitler von seinen Anhängern genannt?« Ratloses Schweigen. Herr Hitler hat keinen Spitznamen. »Sagen Sie einfach, der Wolf« wird mir zugeflüstert. »Herr Hitler, genannt der Wolf«, sage ich.

Auf einmal kommt von der Straße ein Mann in großer Aufregung gerannt. Er macht sich gewaltsam Platz, er weint und fängt einige Male vergeblich an zu sprechen. ». . . Ich bitte, nehmen Sie es doch in die Zeitung auf«, gelingt es ihm endlich zu sagen, »an wen soll ich mich denn wenden, wenn nicht an Sie! Vielleicht kann auch einer der Herren gleich mit an den Tatort gehen? — Das Wohnungsamt hat mir meine ganze Wohnung ausgeräumt«, fängt er plötzlich wieder an zu weinen, »die Möbel stehen seit gestern im Regen auf der Straße, wir wollten sie immer wieder hereintragen, da hat ein Polizist meiner Frau den Revolver unter die Nase gehalten. . .« Er weint fassungslos. ». . . Wir haben uns so auf das Kind gefreut, meine Frau war schon im fünften Monat, und nun hat sie vor Schreck einen Abgang bekommen, jetzt liegt sie im Krankenhaus, von was soll ich das denn alles zahlen?! . . . Die Möbel stehen im Regen auf der Straße!«, wendet er sich bittend an Herrn W. ». . . Diese Saujuden vom Wohnungsamt!« schreit er plötzlich, als sich niemand rührt. Herr E. erscheint in der Türe. »Es kommt in die Zeitung, beruhigen Sie sich«, sagt er und legt dem Mann die Hand auf die Schulter. »Wenn ich ein Kommunist wäre, könnt' ich die Polizei ja noch verstehen, aber so!«, sagt der Mann. Auf einmal reißt er sich zusammen. »Wenn Sie mir helfen — ich will mich auch in die Partei aufnehmen lassen!«

Ein leiser sanfter Griff Herrn E.'s am Ärmel des Mannes und er verschwindet mit ihm in die Anmeldeabteilung der Partei.

[2. Oktober]

Herr E., der Adjutant Hitlers, ruft mich zum Stenogramm. Auf seinem Schreibtisch liegt seine unbeantwortete Korrespondenz in Hunderten von Briefen, staut sich in großen Körben, füllt die Schubladen oder liegt auch auf den Stühlen, auf dem Boden. Zwischen den Papieren purzelt ein kleiner Bär herum (auch Hitler hat einen solchen Kinderbären erhalten), das Geschenk einer Dame an E., den dieser immer wieder mit viel Liebe, aber vergeblich auf die Briefwaage oder den Rand des Lampenschirmes setzt. Herr E. beginnt mit dem Zerreißen von Briefen und flucht dabei. »Der Schweinehund will mich nicht in den Verband aufnehmen, wartet nur, Ihr werdet schon noch hängen! . . . Ha, ha, ha, hören Sie, was hier steht: Hier in Legau wird verbreitet, Herr E. sei im Mai auf seiner Hochzeitsreise nach Berchtesgaden im Auto gefahren und zwar auf Parteikosten! Schreiben Sie, Fräulein, daß ich erst im Juli Hochzeit hatte, und daß ich den Burschen wegen Beleidigung verklagen werde!«

E. wird persönlich: »Wo sind Sie her, Fräulein? Wie kommen Sie zu uns? Sie haben unsere Anschauungen? Nicht?? Aber, liebes Fräulein, besuchen Sie unsere Versammlungen, lesen Sie den Beobachter, wir zählen doch schon eine Menge Damen zu unseren Anhängern! Sind wir Ihnen vielleicht zu aggressiv? Sind Sie vielleicht gar Pazifistin? . . . Sie wollen Ihre Gründe einmal ausführlich darlegen? . . . Nun gut, ich werde mich schon noch mit Ihnen befassen. Seien Sie, bitte, nur solange diskret, bis Sie sich unsere Anschauungen angeeignet haben!« Herr E. diktiert: »Werte Parteigenossen! Leider können wir Ihnen dies-

mal unseren Vikar Dr. P. als Redner nicht schicken, da Herr Dr. P. von seinem Bischof den strikten Befehl erhalten hat, sofort ins Westfälische zurückzukehren. — Warum lachen Sie, Fräulein? — Ich verstehe, über die Vorsicht der Bayerischen Volkspartei! Ich sehe, an Ihnen ist doch noch nicht Hopfen und Malz verloren! — Da wir einen anderen geistlichen Herrn zur Zeit nicht besitzen, schlagen wir Ihnen vor, statt eines Redners ein Flugblatt hinauszugeben. Mit treudeutschem Heilgruß, Ihr . . .«

[3. Oktober]

Vor einigen Tagen geschah das Folgende: Als ich von der Mittagspause ins Büro zurückkam, empfing mich E. mit hochrotem Kopf und schnaubend vor Aufregung: »An die Maschine!« Er stürzte im Zimmer umher, die Rockschöße flogen. Alle Türen und Fenster waren aufgerissen, außer E. und mir war niemand im Saal, ich spürte, es war etwas ganz Besonderes vorgefallen. »Schreiben Sie: Antisemisten! Nationalsozialisten! Deutsche! Der Tag ist da, den wir prophezeiten! Der Ruhrwiderstand ist gebrochen! Nun gilt es, sich in den Kampfverbänden zusammenzuschließen! Unser Führer Adolf Hitler — gesperrt schreiben: **H i t l e r !** — wird sprechen in vierzehn großen Massenversammlungen über den Verrat, nein, schreiben Sie, den schändlichen, nein noch einmal, den verruchten, schändlichen Verrat — gesperrt schreiben. . .!« Hinter dem schreienden und heftig gestikulierenden E. taucht plötzlich ein Mann in gelbem Gummimantel auf. Es ist Hitler selbst. »Dieses dreimal, als Plakat, als erste Seite für den Anschlag und in die Zeitung! Darüber meine Photographie und mein Name dick gedruckt darunter!«, brüllt er, lauter noch als E., aber mit tiefer Stimme und mit Gebärden, als wolle er den ganzen Raum durchfegen. Blitzartig, wie er gekommen, war er wieder verschwunden. Unten hupte das Auto, ein neuer grauer Benzwagen, und staute sich das Volk. »Heil, Heil, Heil!« dröhnte es an den Häusern empor, drang in die Straßen hinein. Herr E. beugte sich zum Fenster hinaus, stand dort einen Augenblick stolz in der Sonne und kehrte dann zum Diktat zurück. Man glaubte, am Vorabend großer Ereignisse zu stehen; Hitler hoffte wohl damals schon, Diktator zu werden. Aber über Nacht wurde Herr von Kahr zum Generalstaatskommissar für Bayern ernannt.

[4. Oktober]

Von heute ab bis einschließlich 14. Oktober sind »wir« verboten. Schon vor einiger Zeit gab der Reichswehrminister Befehl, das Blatt wegen Beleidigungen der Reichsregierung zu verbieten. »Wir« kümmerten uns nicht darum, druckten ruhig weiter, auch dann noch, als die Druckerei von Reichswehr besetzt wurde. Nun erschien neuerlich im Inseratenteil der Zeitung ein Aufruf: »Artilleristen, macht euch feuerbereit!«, worin eine politische Gefährdung des deutschen Volkes erblickt wurde. Das Inserat war sehr fett und jedem Bürger, der mittags friedlich bei der Suppe den Beobachter las, erstarrte der Löffel in der Hand. Das Inserat war vom Leiter der Kampfverbände in die Zeitung gegeben worden und, wie der Chefredakteur den ganzen Vormittag lang der Polizeidirektion beteuerte, »nur in der Korrektur« übersehen worden. »Wegen eines Inserates ist also der völkischen Bewegung auf zehn Tage verboten, ihre Anschauung zu vertreten.« Herr E. jedoch, der derjenige war, der den Aufruf bei der Korrektur »übersehen« hatte, machte dem Adjutanten des Kampfbundes, der das Inserat nur übergeben hatte und also an dem Vorfall ganz unschuldig war, Grobheiten: »Das kommt davon, Ihr dummen Kerle, daß Ihr das Maul wie immer zu voll genommen habt, womit man es nicht macht!« — Die Gefühle in der Redaktion über das Verbot sind nun geteilt. Einesteils ist man bedrückt, daß »das Organ in der wichtigsten Zeit zum Schweigen verdammt ist«, andererseits kann man nicht umhin, eine solche Ruhezeit persönlich angenehm zu empfinden.

[8. Oktober]

Was die Ehrlichsten unter den »Führern« betrifft, zu denen auch der Gründer der Partei, ein Arbeiter, ein sehr schlichter Mann, gehört, so bin ich überzeugt, daß sie das Beste des

Volkes wünschen, und daß sie auch, von sich aus gesehen, die »Wahrheit« wollen (d.h. die Schuldigen an unserem Elend erkennen und bestrafen wollen). Sie mißbrauchen jedoch die Wahrheit, trotzdem sie von nichts anderem als von »Wahrheit« sprechen, weil sie im Grunde die Zufriedenheit, das Brot der Leute meinen und diesen Gesichtspunkt auch auf Kosten der Wahrheit festhalten. Sie können die Wahrheit nur insoweit wollen, als sie nützlich ist und dem Glück zu dienen scheint. Von solcher Art sind übrigens viele Menschen, voran alle Politiker. Ja, es bestimmt geradezu den Unterschied des politischen vom nicht-politischen Menschen, ob und inwieweit er dazu neigt, das Nützliche für das Ideal des Guten zu halten. Der in diesem Sinn politische Mensch ist der Bürger gemeinhin. Er bezieht alle seine Handlungen auf ein Gutes, meint aber das Angenehme. Nein, nein! »Wer den Staat wie den Leib liebt, dem lasse man den Staat!«

[18. Oktober]

Gestern erlaubte sich Chefredakteur R. (der übrigens noch der maßvollste und verantwortungsbereiteste unter den Redakteuren ist) über den Grafen P., einen alten, erfahrenen Juristen, der die einleuchtende Ansicht geäußert hatte, ein Jurist habe sich jeder politischen Meinung zu enthalten, die Bemerkung, der Graf sei nicht einmal wert, eine Schreiberstelle einzunehmen, wenn er sich nicht zuerst die Frage vorlege: Wie liegt der Fall vom deutschen Standpunkt aus?

Diese Sinnesverwirrung ist allen Patrioten gemeinsam. Die Leute sagen: Der Theaterdirektor X. taugt nichts. Einwurf: Er ist ein ausgezeichnete Regisseur. Antwort: Er taugt nichts, weil er nicht deutschgesinnt, wahrscheinlich sogar von jüdischer Abstammung ist!

[20. Oktober]

Die Politik Bayerns wird immer offener separatistisch. Die diplomatischen Beziehungen zu Sachsen sind bereits abgebrochen, und mit dem heutigen Rebellen-Spiel eines meutern-den Generals, der die Befehle der Reichsregierung in Bayern einfach nicht ausführt, scheinen die militärischen Beziehungen zum Reich gelöst und der erste Schritt zur Separation getan. Hitler, der nicht Separatist ist, aber ebenfalls die Reichsregierung beseitigen will, nur mit der Losung »Auf nach Preußen!«, nicht mit der der Separatisten »Los von Preußen«, ist somit an einen toten Punkt seiner »Politik« gelangt. Vermutlich wird er nun Herrn von Kahr von der Notwendigkeit seiner Diktatur, seines »Auf nach Preußen, mit den geeinten Kampfverbänden auf nach Preußen!« zu überzeugen versuchen. Welcher Irrsinn, welche Verbrecher! Mit dem Gewehr wird die Rettung kommen! Gewalt hurra, Bürgerkrieg hurra! Gewalt in Spanien, Italien, Ungarn, Bayern, hurra, hurra! Wie geistlos ist dies alles! Wie sie sich fürchten, die Ertrinkenden! Jeder hat Angst, greift nach der nächsten morschen Planke und stößt den anderen in das Wasser, wenn nur er gerettet wird. Darum tut jeder Staat in Deutschland, was er will, und maßt sich ein Demagoge an, der Berufene zu sein. Es ist wahr, das Verhängnis, daß ein ganzes Volk vor dem Verhungern steht, schreit nach einer erlösenden Tat. (Heute gingen die Leute mit leeren Händen aus den Bäckerläden heim, weil sie eine Milliarde Mark für ein Pfund Brot nicht zahlen konnten.) Aber muß es denn eine solche Tat sein! Wieviel stärker, umsichtiger könnte geholfen werden, wenn nur jetzt alle die Reichsregierung stützten, statt jede ihrer Entschlüsse, bevor sie noch ausgeführt werden kann, zu sabotieren — wenn jeder nur ein wenig opfern wollte, statt zur Macht zu streben! Wenn Hitler die Regierung bekämpft, so geschieht das nicht aus Gründen einer sittlicheren Politik, als es die separatistische ist. Dahinter blickt der Neid und der Ärger hervor, daß man nicht selbst der Erste in Rom ist!

[28. Oktober]

Heute war ein Spanier da, ein fanatischer Revolutionär, der von dem Umsturz in seiner Heimat Kunde brachte. Er wurde wie ein Fürst empfangen und saß im Zimmer des Chefredakteurs. R. hatte mich rufen lassen, damit ich Wichtiges aus der Erzählung des Spaniers mitstenographiere. Beide Herren rauchten Zigaretten. »Nun, wie ist das: Revolu-

tion! War es schwer?« fragte R. vorsichtig. Er lächelte ironisch und tat sehr gleichgültig, ich merkte aber, daß er sehr interessiert war. Der Spanier lachte und erzählte in gebrochener Deutsch. » . . . General Rivera, ehemaliger Militärgeneral von Catalonien, hatte von Barcelona aus eigenmächtig den Kriegszustand erklärt und die Regierungsgewalt ergriffen. . . . Dem König wurde die wichtige Nachricht überbracht, als er gerade in San Sebastian einem Konzert beiwohnte. General Rivera kam nach Madrid und die Menge jubelte ihm zu: Nieder mit dem Parlamentarismus, nieder mit den Berufspolitikern! Hoch die Ordnung! Hoch die Erneuerung! Der Kriegszustand wurde über das ganze Land verhängt, es folgte eine Reihe wichtiger Erlässe. Das neue System eroberte das Herz aller. Nach acht Tagen war der Brotpreis bedeutend gesunken.« »Wie? Der Brotpreis war bedeutend gesunken?«, fragte R. gespannt. »Er war bedeutend gesunken«, fuhr der Spanier fort. »In jedem Ministerium leitete der älteste und bewährteste Beamte den Dienst, neue Minister wurden nicht bestimmt. Die Zivilbehörden und Bürgermeister wurden abgesetzt und meist durch höhere Offiziere ersetzt. Rivera schloß das Parlament und schickte die Abgeordneten nach Hause.« Chefredakteur R. lachte befriedigt. »Es existieren einige köstliche Anekdoten von der Revolution«, sagte der Spanier. »Zum Beispiel, wie Rivera Diktator wurde. Der Ministerpräsident telephonierte an General Rivera, als dieser noch in Barcelona war: In Anbetracht der vorgekommenen revolutionären Ereignisse gebe ich Ihnen den guten Rat, noch in Ehren Ihre Demission einzureichen. Rivera rief lakonisch zurück: Sie irren sich, ich werde nicht meine Demission einreichen, sondern Sie absetzen.« »Was ja dann geschah!«, lachte R. »Oder hören Sie die Geschichte von den Abgeordneten«, sagte der Spanier. »Als sie nach Hause geschickt wurden, wollten sie noch von ihrer Freifahrtkarte 1. Klasse Gebrauch machen. Die Bahnbeamten erklärten ihnen jedoch, daß sie keine Abgeordneten mehr seien, worauf sie alle zusammen zum Protest 3. Klasse nach Hause fuhren.« Während der Erzählung des Spaniers schien es mir, als werde es dem Chefredakteur immer leichter und freier zu Mute. Er stand auf, schüttelte dem Spanier die Hand. Seine Ironie war geschwunden. Er sagte nicht: Spaniens Revolution wird uns ein Ansporn sein, aber es sprach aus dem Blick, mit dem er dem fremden Herrn, ihn zur Tür geleitend, bedeutsam in die Augen sah.

[1. November]

Wenn E. aus Wut über eine neue Verordnung der Regierung in das Telephon ein ordinäres Schimpfwort hineinschreit, wie gestern: »Herr von Kahr ist ein A. . . .« und das auch noch »kämpfen« nennt, wenn Redakteur W. einem halbverhungerten Künstler verspricht, ihm eine holzgeschnittene Figur abzukaufen, sein Wort aber nicht hält, und sogar, als ich die Figur dann kaufe, den armen Teufel noch zu übervorteilen versucht (wie gestern), obwohl ein Glas Schnaps, das er täglich trinkt, erheblich mehr kostet, — wenn alle diese Leute hier mit Indianergeheul ständig auf der Suche sind nach dem »wahren Schuldigen« an unserer Not, sich selber aber nie eine Schuld eingestehen wollen; wenn in diesem politischen Theater alle Gefühle durch übertriebene Gesten verkitscht, Kraftmeiereien für Stärke gehalten, Menschen durch Phrasen glücklich gemacht und Vaterlandsliebe mittels eines hysterischen Demagogenwillens und der »eisernen Diktatorenfaust« hergestellt und gezüchtet werden soll (dies alles aber unter der Devise der Erneuerung und Freiheit); wenn alle diese Leute hier, zwar nicht als Einzelne, aber weil sie typisch für das ganze heutige bürgerliche Deutschland sind, ernst genommen werden müssen, wenn niemand mehr selbst denken und etwas opfern und Verantwortung tragen will, wenn keiner mehr neben dem andern geachtet und unbeschadet in seiner Menschlichkeit bestehen kann, — wenn so ein frischer, schöner Herbsttag nach dem anderen von der Wichtigtuerei dieser Spießier zerstört, und diese ganze Zeit, mit der sich so viel anfangen, in der sich so viel aufrichten, vieles lieben ließe, von der Häßlichkeit des Tages aufgesogen wird, wenn wir alle nur noch um unserer bloßen Existenz, um unseres Leibes willen, zu leben scheinen, — wenn die ganze Welt so völlig verloren ist und überall so wenig Liebe und solche Geistlosigkeit trium-

phiert, und dies alles keine Schuld mehr, sondern einfach das Ende, Verhängnis, Auflösung ist —: wie, um Gottes Willen, ist dann noch zu glauben, daß alles, was Menschen tun, alles Streben und alle Qual, seien sie erhaben oder lächerlich, seien sie der Ärger über die Fliege an der Wand oder die Angst vor dem ewigen Leben, aus demselben Grunde, aus derselben Unruhe kommt, die auch in aller »Unruhe zur Oberfläche« immer die eine ist: die Unruhe zu Gott!

[8. November]

»Die Revolution.« Abends sechs Uhr erhielt ich die Mitteilung, zur Herstellung einer »Nachtausgabe« der Zeitung um zehn Uhr in die Redaktion zu kommen. Ich ging hin, auf dem Tisch lag ein feuchter Zettel: »Im Bürgerbräukeller wurde soeben die deutsche Nationalregierung proklamiert! Die Regierung der Novemberverbrecher in Berlin ist für abgesetzt erklärt.« Die Redakteure gebärdeten sich, als seien sie verrückt geworden. Sie hatten rote Ohren und bleiche oder auch erhitzte Gesichter. Des alten Herrn St.s Stimme war überlaut und überschlug sich, besonders wenn er telephonierte. Redakteur W. fuchtelte mit dem Revolver, drohte allen seinen Feinden mit dem Strick und erklärte, von der Revolution längst gewußt zu haben, doch sei seine Diskretion außer Zweifel gestanden. Die Redakteure waren fast sämtliche angeheitert, auf den Tischen klebte der verschüttete Schnaps. Man holte neuen Wein und Delikatessen, erhob die Gläser zum Wohl des »neuen Staates« und begann mit brechender Stimme die Artikel für die erste Zeitung der »neuen Zeit« zu diktieren. Ubrigens schrieb sie fast allein der alte St. Die anderen Redakteure fuhrten die ganze Nacht hindurch mit dem Auto zum Bürgerbräukeller und wieder zurück zur Redaktion, der »Etappe«. Der alte St. ging im Saale auf und ab, in seiner ausgedienten österreichischen Uniform, mit feuchten, blinzelnden Augen. Er fuhr sich mit den Händen verzweifelt durch die weißen Haare, daß sie in die Höhe gestäubt stehen blieben: er war vor Freude nicht imstande, einen Gedanken zu fassen. Schließlich sagte er mit zitternder Stimme: »Liebes Kind, schreiben Sie: Deutschland erwacht aus seinem wüsten Fiebertraum, eine neue große Zeit bricht in strahlendem Glanze durch die Wolken, die Nacht lichtet sich, es wird Tag, stolz erhebt sich wieder das Symbol deutscher Macht und Größe, der Aar! . . .«

Ich schrieb die ganze Nacht hindurch für den alten St. die Zeitung und nahm die Meldungen am Telefon ab, das sich ununterbrochen meldete. Merkwürdigerweise wußten die Städte Nürnberg, Stuttgart, Augsburg usw. schon genau über die Vorgänge in München Bescheid, sie freuten sich und hielten ihre Sturmtruppen abmarschbereit. Um elf Uhr kam Chefredakteur R. und brachte den ersten Bericht über die Reden Hitlers und Ludendorffs im Bürgerbräukeller. Er las ihn mit erhobener Stimme vor: » . . . Ebert wird für abgesetzt erklärt. In München wird eine bayerische Nationalregierung gebildet. Eine deutsche Nationalarmee wird aufgestellt. . . Der Marsch nach dem Sündenbabel Berlin muß angetreten werden. (Tosender Beifall). Es gibt für uns nur eines: entweder wir haben morgen eine deutsche Nationalregierung, oder wir sind tot. . .« Ich stenographierte in fliegender Eile, schrieb wie eine Wahnsinnige Maschine, um vier Uhr morgens war dies zu Ende, um fünf Uhr die Zeitung fertig. Fortwährend telephonierten Berichterstatter über die Vorgänge im Bürgerbräu, im Regierungsgebäude und in den Straßen, Parteigenossen fuhrten im Auto vor und teilten ihre Beobachtungen mit. Von der Straße herauf dröhnten die Heilrufe.

Meiner hatte sich allmählich eine große Traurigkeit bemächtigt, die ich mir selbst nicht ganz erklären konnte. Ich sah diese kleinen gestikulierenden Leute, und mir widerstrebte die Leichtfertigkeit, mit der sie das Spiel bereits gewonnen glaubten. Ich wußte, daß vom Bürgerbräukeller aus keine Revolution zu machen sei und sprach das auch zu Fräulein D. aus, die mit mir Dienst hatte. Zugleich aber war in mir eine große Angst, es werde nun die nationalsozialistische Armee in Bewegung gesetzt werden, um gegen den Norden, gegen die Sozialisten, gegen die Menschen der anderen Überzeugung vorzugehen.

Unter dem angetrunkenen und schreienden Haufen der Redakteure und Parteigenossen, die sich gegen Morgen mehr und mehr in der Redaktion einfanden, befand sich auch, als einziger, ein Offizier, dessen Ernst seltsam von der überlauten Fröhlichkeit der anderen abstach. Er rauchte stumm eine Zigarette nach der anderen und lächelte kaum. Er ist andern Tags erschossen worden.

[9. November]

Frühmorgens war an allen Ecken und Säulen der Stadt angeschlagen: »Ehrgeizige Gesellen und Verräter haben es unternommen, die Regierung zu stürzen und Herrn von Kahr mit der Pistole gezwungen, sich ihnen anzuschließen. Ich erkläre jedoch. . . gez. Dr. M.« Ganz München, das am Abend vorher im Bürgerbräu den Handschlag der beiden Feinde gesehen und Freudentränen über ihre Versöhnung geweint hatte, die Rede Kahrs gehört und in »tosenden Beifall« ausgebrochen war, weil er »als Statthalter der Monarchie die Leitung des bayerischen Staates« übernehmen wollte, war erschüttert, vor den Kopf geschlagen, ungläubig und empört.

Ich hatte die Redaktion erst um 6 Uhr morgens verlassen und war um 9 Uhr wieder gekommen; von da an bis in die nächste Nacht hinein nahm ich am Telephon die Meldungen ab. Die Anfragen jagten sich, es war, als erwarte ganz München und, darüber hinaus, das ganze Land von der Antwort die Entscheidung über sein Schicksal. »Was ist geschehen? Wie hat Kahr über Nacht die Gewalt gewinnen können? Wo ist unser Führer, unser Held? Wie wird Kahr nun seine Macht über Hitler gebrauchen?« riefen die Frauen. »Der Anschlag der Regierung ist eine Maßnahme ihrer Klugheit. Es ist nur ein Proforma-Verfahren dem Ausland gegenüber. Hinter der Proklamation hält sich die Einigkeit unserer Helden verborgen«, telephonierte die Männer. »Hitler ein Verräter, nie und niemals! Kahr ist der Verräter! Hitler, unter Hitler, mag Hochverräter sein, Kahr ist Verräter am Freund, wieviel schlimmer ist dies!« schrien Frauen und Männer durcheinander.

Um die Mittagsstunde setzte eine ungeheure Verwirrung ein. Immer noch glaubten die meisten an das Gelingen der Revolution und erwarteten stündlich den Abmarsch der Sturmtruppen gegen Norden, zunächst gegen Sachsen. Väter und Söhne hatten das Haus in der Frühe mit Waffen verlassen, waren mittags nicht heimgekehrt, und die Frauen wußten nicht, wohin sie gegangen waren. »Wo ist mein Mann, wo ist mein Sohn? Wir haben Musik gehört, zieht man schon gegen den Feind?« riefen sie. Um ein, zwei Uhr erhöhte sich die Angst um den noch nicht heimgekehrten Gatten und Vater.

Lange bevor noch das Morden an der Feldherrnhalle stattgefunden hatte, tauchten schon Gerüchte auf: »Ist es wahr, daß Hitler und Ludendorff tot sind und alles verloren ist?« Dazwischen liefen »günstige Medungen« aus anderen Städten ein, Freudenschreie über den vermeintlichen Sieg Hitlers in München. Erst um 3 Uhr kamen die offiziellen Nachrichten über Hitlers Demonstrationzug: Singend seien die Sturmtruppen durch die Stadt gezogen, mit Deutschlandlied und wehenden Fahnen. Plötzlich eine Salve. Von wem? Warum? Hauptmann Sch. ist tot, Dr. R. von acht Kugeln durchbohrt, als er Ludendorff schützen wollte. Ludendorff wird ohnmächtig, sein Begleitoffizier läuft in die nächste Apotheke und heult dort wie ein junger Hund. Hitler, am Arme verwundet, entflieht im Auto. Seine Truppen sind im Augenblick in alle Winde verstreut.

Bis um vier Uhr hatten alle Frauen von der Verwundung, dem Tod des Sohnes, Bruders, Gatten, erfahren. Viele Stunden, bis in die Nacht, weinte eine Frauenstimme nach der anderen durch das Telephon in mein Ohr. Manche Menschen haben vielleicht schon eine schluchzende Stimme telephonieren gehört. Dieses Klagen vieler Frauen aber war, als sei das Telephon selbst zu einer einzigen weinenden Stimme geworden, als weine das Weinen irgendwo im Raume ganz allein über Felder und Höfe hinweg, als stünde hinter dem Telephon die Verzweiflung selbst in eigener Gestalt, und aus ihrem Munde ströme der Schmerz aller Mütter der Welt. Keine andere Stimme kam gegen die Klage der Mütter mehr auf.

Das rote, das gelbe und das grüne Licht, jedes bedeutete einen anderen, tieferen Schmerz. Ich starrte auf das rote Licht und wagte nicht, den Hörer in die Hand zu nehmen und Antwort zu geben: Der Sohn ist tot. Aber das rote Licht wich nicht, flammte und forderte. Ich sagte es: Der Sohn ist tot! Das rote Licht verblaßte vor dem Schrei, der die Leitung zerriß. Ich verband mein Ohr mit dem grünen Licht und war froh, die helle Stimme eines Offiziers zu hören. Aber plötzlich war es, als hänge sich eine andere Stimme in die helle ein, als ginge sie in helles Weinen über, als verschlinge die klagende Stimme alle anderen, die es wagten, sich diesem Jammer gegenüber noch zu melden.

Erst am Abend kam der amtliche Bericht, die Totenliste: Achtzehn trockene Namen. Wir kannten sie alle, die nun tot waren, und zwischen der Aufzählung jedes Namens stockte der Herzschlag. Der eine oder andere der Gefallenen war gestern noch hier gewesen, hatte sich als Held gefühlt und mit dem Revolver gefuchelt.

[13. November]

Die Redaktion und der Verlag sind polizeilich versiegelt, die Schriften — soweit sie nicht in Sicherheit gebracht, z.B. beim Nahen der Polizei zum Fenster hinaus in den Hof geworfen und dann rasch zu einem befreundeten Kaufmann getragen werden konnten — teils verbrannt, teils beschlagnahmt worden. Die Säle sind leer und schmutzig, auf dem Boden liegen zertrümmerte Gegenstände, die niemand aufhebt. Im übrigen gleicht das Büro jetzt eher dem Wartezimmer eines Zahnarztes als einer Redaktion. Auf den Bänken sitzen in langen Reihen die aus den Wäldern der Umgebung zurückgekehrten »versprengten Trupenteile« mit den unglücklichsten, nächtedurchwachten und zum Teil auch verbundenen Gesichtern. Die Leute erzählen einander sehr lebhaft, man sieht, daß nur die Erregung über das Geschehene sie noch aufrecht hält. Hitler sei in der Villa seines Freundes am Stafelsee eingefangen und in das Untersuchungsgefängnis Landsberg eingeliefert worden. Wie habe er nur so ungeschickt sein können, sich in einer Villa zu verbergen, die jedermann bekannt sei! Ein Parteigenosse habe gestern den Begleiter Hitlers im Krankenhaus besucht und erzählt, der treue Bursche habe geäußert, er ließe sich für Hitler gern noch das andere Bein amputieren! Auf die Regierung häufe sich ein unbeschreiblicher Haß. Man habe von Ehefrauen gehört, die sich scheiden lassen wollen, weil ihre Männer das Vorgehen der Regierung billigen. Kahr selbst wage nur noch in einem riesigen Panzerauto, aus dem sechs oder acht Maschinengewehre starren, auszufahren. In der Reichswehr komme es zu Meutereien, weil alle Soldaten »innerlich für Hitler« seien; viele könne man nur noch durch Bestechungsgelder dazu zwingen, Kahr zu dienen. In allen Straßen der Stadt käme es zu fortwährenden Beschimpfungen und Tätlichkeiten zwischen Zivilisten und den »im Solde der Regierung stehenden Verrätern«.

Plötzlich ertönt auf der Straße ein Schuß. Alles stürzt ans Fenster. Zwischen den Stacheldrähten und den militärischen Wachen hindurch ziehen singende Studentengruppen. Eine riesige Menschenmenge sammelt sich an, die Leute stehen bleich, mit wutverzerrten Gesichtern, nur manchmal schütteln sie die Fäuste gegen den Himmel. Die Soldaten an den Stacheldrähten stehen umbekümmert um die Flüchtlinge, die auf sie niederfallen. Ein »Parteigenosse« erzählt mir, daß vorgestern in die Demonstrationszüge der Studentenverbände hineingeschossen worden sei. Die jungen Leute hätten jedoch das Hitler-Lied angestimmt und wären weiter marschiert; sie hätten sich das Hemd vor der Brust aufgerissen und ihren Körper der Mündung der Pistolen ausgesetzt. Daraufhin sei die Universität geschlossen worden. Auch in unsere Redaktion habe sich noch eine Kugel verirrt, doch sei dafür auch »die Giftküche am Altheimereck«, die Redaktion der Sozialisten, von den Nationalsozialisten vollständig zertrümmert worden.

Am Nachmittag wird die Redaktion von der Polizei besetzt. Zuerst kommen Kriminalbeamte, welche alle Personalien der Anwesenden aufnehmen; sie verschwinden wieder, gehen in unsere Privatwohnungen und suchen in den Schubladen nach »verdächtigem Mate-

riak«. Während dieser Zeit kommt die Landespolizei und hält uns in der Redaktion bis zum Abend gefangen. Die Soldaten stehen in einer langen, unbeweglichen Reihe, bewaffnet und mit Stahlhelmen, auf dem dunklen Gang, lassen jeden in die Redaktion hinein, aber niemanden mehr heraus. Redakteur W. schlüpft herein und erzählt lachend, wie er eben die Kriminalbeamten genasführt habe. Die Redakteure sind zum Teil auch verhaftet, nur die gewandtesten unter ihnen sind noch auf freiem Fuß; diese spielen mit Talent »Auf der Flucht vor Sherlock Holmes«, manchmal abends sieht man sie im Nebel unter den Laternen laufen. Sie müssen jede Stunde den Aufenthaltsort wechseln, wenn möglich auch ihr Äußeres, die Kleidung verändern und die Nacht außerhalb der Stadt verbringen. Chefredakteur R. wurde gestern von der Polizei gesucht. Ich fuhr, um ihr zuvorzukommen, rasch mit dem Auto fort, R. zu warnen, und finde ihn, wie vermutet, im Hause des Freiherrn von X. Der Freiherr führt mich, auf den Zehenspitzen gehend, in einen Verschlag hinter eine Tapetentüre. Hier sitzt R. auf einem wurmstichigen Kanapee in der Kälte, schlotternd, um ihn herum duften auf Regalen Winteräpfel. Ich sage: Die Polizei wird in zwei Minuten hier sein. R. nickt gelassen und blickt auf das Fenster, das auf den Garten geht. Auf der Treppe, beim Hinuntergehen, stürmen auch schon die Kriminalbeamten an mir vorbei in die Wohnung. Aber R. ist, wie ich höre, noch rechtzeitig durch das Fenster entflohen.

[15. November]

Ich saß in dem Zimmer des früheren »Oberkommandos«, das nun menschenleer und ausgeräumt war, an der Schreibmaschine und wartete. Herein kam ein Offizier mit verbittertem Mund und sagte: »Es ist notwendig, daß ich einen Bericht über die wahren Vorgänge der Revolution diktiere.« Bevor er noch beginnen konnte, erschien im Rahmen der Türe der mächtige, rote Kopf des alten Herrn D. E., des »größten Dramatikers der Gegenwart«. Er war ein alter Anhänger der Partei und hatte für die völkische Bewegung sein ganzes Vermögen geopfert, zuletzt sogar den Erlös seines verkauften Bücherschranks. Als D. E. den Offizier im Saale stehen sah, schien es, als würde sein Kopf noch einmal so rot und groß. »Sie haben hier nichts mehr zu suchen — die Offiziere sind an allem schuld!«, sagte er mit von Zorn erstickter, gereizter Stimme zu dem Hauptmann. Dieser ging mit großen Schritten auf die Türe zu, zog D. E. an den Schultern in das Zimmer, warf die Türe ins Schloß und riegelte von innen ab. Die beiden Gegner standen sich, einander stumm mit den Augen messend, aber in so drohender Haltung gegenüber, daß ich fürchtete, sie würden im nächsten Augenblick tötlich werden. Auf mich hatten sie völlig vergessen. Es geschah jedoch nichts von dem, was ich befürchtete. Der Offizier sagte, indem er gedankenlos auf das kahle Haupt des Dichters blickte: »Ich schone Ihre weißen Haare, Herr D. E.« und dann, zu mir gewendet: »Sie, Fräulein, werden mir Zeuge sein, wenn ich den Herrn verklage.« D. E. ging mit schweren Schritten. Der Offizier seufzte tief auf und begann zu diktieren: ». . . Auf den größten deutschen Feldherrn Feuer aus deutschen Gewehren!! Rechts und links fallen die Menschen. Hitler durch Fall verletzt. Ludendorff erhebt die Hand und geht ruhigen Schrittes auf die feindlichen Maschinengewehre zu. Er wird empfangen: 'Exzellenz, ich bedaure unendlich', Ludendorff: 'Seien Sie ruhig, mit einem Verräter spreche ich nicht.' Ludendorff soll ein Personenauto besteigen, während seine mit ihm gefangenen Offiziere auf einem Lastauto weggefahren werden sollen. Ludendorff lehnt ab: 'Wenn Sie für meine Offiziere nicht auch Personenautos haben, fahre auch ich auf dem Lastauto.' Im Kriegsministerium wird er von einem höheren Offizier wieder mit den Worten des Bedauerns empfangen: 'Exzellenz, es ist mir ganz furchtbar', Ludendorff: 'Sie Verräter, schämen Sie sich und nennen Sie mich nicht Exzellenz, auch nicht General. Ich bin Ludendorff, genau so viel wie jeder anständige Deutsche!' . . . Später wurde Ludendorff freigelassen. Er hat offen erklärt, daß er nicht daran denke, den Glauben an die völkische Bewegung aufzugeben. Unter den Gefallenen befand sich auch der treue Diener Ludendorffs, welcher am Dienstag, den 13. November, bestattet wurde. Ursprünglich

hatte die augenblicklich bestimmende Gewalt General Ludendorff untersagt, bei der Beisetzung des treuen Dieners zugegen zu sein, schließlich wurde dieses Verbot zurückgezogen. Am Grabe legte General Ludendorff nochmals das Bekenntnis zur völkischen Bewegung ab und versprach, ihr mit aller seiner Kraft auch fernerhin zu dienen. . . .«

[16. November]

Ich trat auf die Straße und sah gerade, wie ein bescheiden aussehender Bürger einem grünen Polizeisoldaten, der in der Schellingstraße im Dienste der Regierung Wache halten mußte, mitten ins Gesicht spuckte. Alle Leute auf der Straße bemerkten es. Der Soldat, der zuerst vollständig steif gestanden hatte, fuhr wie elektrisiert in die Höhe, wurde feuerrot und starrte, nur einen Augenblick, auf eine Taube, die auf dem Asphalt trippelte. Dann begann er dem Bürger in großen Sprüngen nachzusetzen. Der Bürger lief wie ein Wiesel die gerade Straße. Der Soldat packte im Laufen den Handgriff seines Gummiknüppels mit der rechten Faust. Vor einem großen roten Hause mußte der Zivilist Atem schöpfen, vielleicht hatte ihn auch die Angst überwältigt. Er fiel zu Boden, begann aber hastig auf allen Vieren weiterzukriechen. Der Soldat hatte den Mann bereits eingeholt. Der Mann kroch rasch an die Mauer hin und duckte sich. Er zog sich ganz in sich zusammen und preßte den Kopf zwischen die Schultern. Er versuchte, in die Hauswand hineinzukriechen, er drückte sich eng, eng an die Mauer, im gleichen Augenblick sauste der Gummiknüppel auf ihn nieder. Die Menschen auf der Straße sahen von ferne zu, dann gingen sie rasch weiter.

[18. November]

Da in der Redaktion zu arbeiten polizeilich verboten ist, werden im geheimen Flugblätter herausgegeben. Die »Freunde der Bewegung« stellen dafür gerne Privatsalons im vornehmsten Stadtviertel, nahe dem Englischen Garten, zur Verfügung. Zur Sicherheit werden die Rolläden an den Fenstern heruntergelassen und das Dienstmädchen instruiert, keinem Fremden die Türe zu öffnen. Die Schreibmaschine darf auf einem Mahagonitischen stehen, und der Redakteur geht vorsichtig auf dem Perserteppich auf und ab. »Die völkische Bewegung ist Ihnen zu tiefstem Danke verpflichtet, gnädige Frau, und auch der Möbel wegen dürfen Sie unbesorgt sein«, sagt der Redakteur zu der ein wenig ängstlichen Dame des Hauses. »Es ist heute die Pflicht jedes vaterländisch Gesinnten, seinen Opfermut durch die Tat zu beweisen, selbst wenn er sich dabei in Gefahr begibt«, antwortet der Gatte. Der Redakteur, mit mir allein gelassen, beginnt im scharfen und raschen Flüsterton zu diktieren: »Deutsche, heraus! Arbeiter, Beamte, Bürger! Was geht vor? Geht hinaus auf die Straße! Hier schießen Deutsche auf Deutsche, auf Befehl des ehrenwortbrüchigen Herrn Kahr. Ludendorff, unser größter deutscher General — schwer verwundet, von deutscher Reichswehr im jüdischen Sold! Hitler, der völkische Befreier — verwundet! . . . Ihr, Eure Kinder, Eure Enkel, das ganze heilig schwarz-weiß-rote Deutschland wird zugrunde gehen, wenn Ihr nicht in letzter Stunde, ein jeder an seinem Platz, durch Rede, Aufklärung und mutige Tat alles einsetzt, und sei es — Euer Leben!«

[21. November]

»Können Sie so rasch stenographieren«, sagte der Chefredakteur R. zu mir, »daß Sie eine in leidenschaftlichem Tempo gesprochene lange Rede des Herrn Geheimrat H. — es handelt sich um eine imposante Kundgebung vor der baltischen Studentenschaft Münchens — aufnehmen können? Dann seien Sie, bitte, heute um acht Uhr im . . . keller und schreiben Sie die Rede morgen in Ihrer Wohnung ab.« Ich kam in das bezeichnete Lokal und fand den riesigen Saal mit Studenten und Professoren viel dichter besetzt, als ich es je bei einer Vorlesung gesehen hatte. Der Gesichtsausdruck der jungen Leute wie der alten Herren war der eines besonderen gesammelten Ernstes. Er verriet, daß sie sich nicht zu einer Feier, sondern zu einer Verschwörung versammelt hatten, zu der sie jedoch, da sie, die Revolutionäre, gleichzeitig die Repräsentanten des Staates waren, ein legitimes Recht zu haben

glaubten. Zwischen den Anwesenden wurden kaum ein paar Worte gewechselt. Herr Geheimrat H. klopfte an sein Glas, erhob sich von seinem Platz und führte aus:

» . . Wir hören Herrn von Kahr über den Kulturkampf reden, und dahinter erscheint plötzlich im dunklen Zwielficht die Gestalt des Kardinals Faulhaber. Ich rühre hier an jene Stelle unseres Geschickes, um die sich die Schleier des Geheimnisses winden. Wenn wir in die völkische Bewegung hineinsehen, dann können wir bis an den klaren Kieselgrund blicken, und es ist nichts Unklares darin. Aber in den Gewässern Herrn von Kahrs ist es trüb und dunkel, darin sitzt ein Tintenfisch mit seinen Polypenarmen, der die Tiefen aufrührt, ohne daß man ihn je erblicken kann. . . Daß wir im Endkampf unseres Geschickes mit diesen unsichtbaren Mächten kämpfen müssen, das ist unserem Volke bereits in der Heldensage vom lichten, blonden Siegfried, der mit dem Zwerge Alberich rang, dem die Unsichtbarkeit die großen Kräfte gab, verkündet. Diese Tarnkappe wollen wir heute dem Kardinal Faulhaber abziehen, und wenn wir ihn sehen, werden wir ihn auch zu treffen wissen . . . Jetzt muß der letzte Kampf ausgetragen werden! Das Erbe Bismarcks ist bereits verspielt und ein großer Aufwand Kräfte vertan! Und nun kommt der zweite Akt: Die Vernichtung des Werkes Luthers, des Mannes, der uns unserem eigenen Leben zurückgegeben hat. Am 9. November aber hat Herr von Kahr die Tat Luthers mit einem Judaskuß an Rom verraten! Nun soll auch noch das Werk Heinrich des Löwen vernichtet werden . . Es kann nur das Eine geben, daß wir die völkische Bewegung dort wieder aufnehmen, wo sie am 9. November unterbrochen worden ist! Wir wollen die Kräfte in einer neuen Quelle sammeln, und das Heer, wenn es aus dem Kriege zurückkehrt, soll die Form unseres Lebens bestimmen! In dem Endkampf, der jetzt anhebt um unser Leben, da wird für die tatbereiten Männer, die den Kampf aufnehmen, das Leben in den Tod verschlungen sein! Wir wollen die Schwurfinger in die blutenden Wunden der am 9. November Gefallenen tauchen und schweigend an unser Werk gehen! Kommilitonen, seien Sie still und schaffen Sie keine Märtyrer! Seien Sie wach, seien Sie vom tiefsten Mißtrauen gegen alle hohlen patriotischen Phrasen erfüllt! Wenn man Ihnen von Freiheit spricht, so fragen Sie: wofür?, wenn man Ihnen von Einheit spricht, so fragen Sie: auf Grund welcher Macht?, und wenn man vom Nationalen spricht, so fragen Sie: mit welchem Inhalt? — und tragen Sie den völkischen Gedanken vorwärts!!«

Die Studenten trampelten »nicht endenwollenden« Beifall. Die älteren Herren schüttelten Herrn Geheimrat H. schweigend und ergriffen die Hand. Es war schon spät, jeder eilte in eine andere Richtung nach Hause. Draußen war es kalt.

[23. November]

Die Stimmung in der Redaktion ist bereits wieder eine optimistische. Neue Gesichter sind aufgetaucht, man entwirft neue Pläne, Rufe nach einem Führer werden laut, denn noch sei Polen nicht verloren! Doch die Versuche der neuen Organisatoren, auch die des Redakteurs W. auf »militärischem Gebiet«, erregen Mißfallen. Die Nerven lassen nach, man brüllt sich gegenseitig an, ist zankbereit. Man ist erleichtert, wenn sich ein Anlaß zum Streiten gefunden hat, man wirft sich gegenseitig Schuld vor. Unter dem Gesindel, das nun auftaucht und sich als »Führer« aufspielt, ist Herr Sch. zu erwähnen: Er hatte vor der Studentenschaft öffentlich Reden für Hitler gehalten und wurde darauf von der gesamten Presse persönlich angegriffen. Sch. ging, bleich, klein, kahlköpfig und unappetitlich, in der Redaktion auf und ab und diktierte einen Verteidigungsbericht, den er in den Zeitungen zu veröffentlichen gedachte. Er war sehr erregt und gab zu jedem Satz, den er in die Maschine diktierte, zu den Redakteuren und den übrigen Anwesenden im Saal gewandt, ausführliche Kommentare. »Schreiben Sie: Erstens, es ist nicht wahr, daß ich eine Militärstrafe zu verbüßen hatte, zweitens, sondern nur, daß ich wegen Beleidigung eines Kameraden. . . Drittens, es ist nicht wahr, daß gegen mich ein Verfahren wegen Diebstahls schwebte, viertens, sondern nur meine Untergebenen hatten. . . Fünftens, es ist nicht

wahr, daß ich geschlechtskrank bin, sechstens, nur früher hatte ich. . . « Zu diesem Punkt gab Herr Sch. eine peinliche Erklärung. Die Mädchen, die im Saal waren, wagten vor Scham nicht den Kopf zu erheben, und sogar die Redakteure lächelten verlegen. ». . . Ich frage Sie, was gehen die Münchner Neuesten meine Schlafzimergeheimnisse an?«, schrie der »Führer«. Ich konnte nicht mehr an mich halten und antwortete laut aus meiner Ecke heraus: »Auch diese Redaktion geht das nichts an!« Sch., der mir aus einer Entfernung von etlichen Metern diktiert hatte, sah sich erstaunt im Kreise um, wußte nicht, woher die Stimme gekommen war, machte eine Verbeugung in eine ganz verkehrte Richtung und sagte: »Entschuldigen Sie, meine Gnädigste. . . nur noch einen Punkt: Siebtens, es ist nicht wahr, daß ich früher Sozialist war. Achtens, übrigens ist schon oft aus einem Saulus ein Paulus geworden.«

[29. November]

Ein anderer »Führer« ist M. W., der Redliche, ungebildet, bienenfleißig, mit treuherzigen Augen. Zur Zeit ist er tief niedergeschlagen, weil man ihn verleumdet, Hitler gegen Bestechungsgelder an die Polizei verraten zu haben. Die Anklage begründet sich negativ, z.B.: Wenn er kein Verräter wäre, so müßte er, wie die anderen Führer, längst verhaftet sein. Außerdem stützt man die Anklage auf die Aussage eines Kriminalbeamten. — M. W., der über diese Beschuldigungen verzweifelt ist — in den letzten Wochen ist seine Gestalt herabgekommen, sein Gesicht eingefallen, seine Augen flackern und sind nie ausgeschlafen — sucht seit drei Wochen der Leute, die ihm seine Ehre genommen haben, habhaft zu werden. Aber jeder, den er trifft, weicht seinen Fragen aus, antwortet nie direkt, obgleich man die Anklage nicht zurückzieht. Heute war W. in der Redaktion, stellte den alten St. zur Rede und drohte, jeden, der ihn noch einmal hinter seinem Rücken zu beleidigen wage, über den Haufen zu schießen. Es war ihm ernst damit, und man sah, daß er nichts mehr zu verlieren habe. Er tat mir leid, und ich sagte vor allen, daß ich für seine Ehrlichkeit die Hand ins Feuer legen würde. Ich plädierte am Nachmittag dafür, daß sämtliche an dieser Sache beteiligten Herren zu einer offenen Aussprache zusammenkommen, M. W. ihre Beweise vorlegen und ihm offiziell Gelegenheit geben sollen, sich sachlich zu rechtfertigen.

[1. Dezember]

Herr St. hatte Herrn Hitler im Untersuchungsgefängnis in Landsberg besucht und war sehr froh zurückgekommen. Er wurde von allen Seiten bestürmt: Wie geht es Hitler? »Sehr gut!«, sagte Herr St. »Die ganze Zeit hat er von Selbstmord gesprochen. Aber denken Sie, als ich ihm heute lange zuredete, sagte er, ich will es mir noch überlegen! Ich werde übrigens jetzt gleich den Bericht diktieren. Ich mußte mir, um unseren Führer überhaupt besuchen zu dürfen, zuerst die Erlaubnis des Staatsanwaltes einholen. Also, fangen wir an: ' . . . Ich weise die Sprechkarte vor, die mir Erlaubnis zu einem Besuch bei Adolf Hitler in der Strafanstalt Schrotten bei Landsberg gibt. Bepackt bin ich wie der Weihnachtsmann mit Kuchen, Schinken, Eiern, Pralinés und anderen guten Sachen, die mir von den Getreuen des redegewaltigen Aufrüttlers der deutschen Volksseele mitgegeben wurden. Ich möchte übrigens allen Anhängern unserer aufgelösten Partei ans Herz legen, bis auf weiteres nichts mehr an Adolf Hitler zu schicken, da in Landsberg bereits ein Warenlager für ihn sich auftürmt. So kamen an einem einzigen Tage drei Fasanen und sieben Hasen, dazu mehrere Kisten mit Dauerwürsten. Aus Bayreuth ging eine Sendung ab: Wolle Jacke, wollene Unterbeinkleider, Strümpfe, Likör, Zwieback, Würste, Bücher, Schreibmaterialien usw. Leicht verderbliche Lebensmittel mußten bereits an die Armen von Landsberg verteilt werden. Adolf Hitler kann von den bisher eingeschickten Lebensmitteln mindestens ein Vierteljahr leben. . .

. . . Adolf Hitler befand sich noch in der Krankenabteilung. Sein getreuer Begleiter Graf hatte ihn im Fallen — Graf wurde von vier Kugeln durchbohrt — zu Boden gerissen, und dabei renkte sich Hitler den linken Arm aus. Erst in U. vor seiner Verhaftung gelang es

dem Arzt, den Arm wieder einzurenken, wobei Hitler furchtbare Schmerzen erduldet. . . Die schwere Krisis, die ihn nach dem furchtbaren Zusammenbruch befallen hatte und die er durch einen freiwilligen Hungertod beenden wollte, war, als ich kam, bereits überwunden. Zwei Wochen genoß er nur Wasser, so daß man schon zu seiner künstlichen Ernährung schreiten wollte. Schließlich gelang es dem Zureden seiner ältesten Freunde, ihn umzustimmen und zu der Erkenntnis zu bringen, daß für die völkische Bewegung sein Leben nützlicher sei als sein Tod. Ich hatte also die Freude, wieder mit dem alten Hitler sprechen zu können, dem Manne mit der unbeugsamen Energie und der glühenden Liebe zu seinem Volke im Herzen, dieser einzigen Leidenschaft dieses Mannes, der sogar über alles erhaben ist, was Männer sonst noch freut: Tabakgenuß, das Vergnügen an einem kräftigen Trunk und, wenigstens die jungen, an einem G'spusi.'«

Herr St., der bis hierher sehr rasch und in guter Stimmung diktiert hatte, hielt im Diktat inne. »Es ist vielleicht besser, liebes Kind, Sie streichen den letzten Satz. Nach 'und der glühenden Liebe zu seinem Volke im Herzen' machen Sie einen Punkt. . . Adolf Hitler ist, wie gesagt, ganz der alte und ich fand ihn auf der Höhe seiner alten Geistesfrische und Dialektik. Ich hatte einige aufmunternde Zeilen von der Hand des General Ludendorff mitgebracht, die ich Hitler erst nach der Zensur des Staatsanwaltes überreichen durfte. Die Hauptsache für die weitesten Kreise des bayerischen Volkes dürfte wohl sein, wenn ich die beruhigende Mitteilung geben kann, daß sich unser Adolf Hitler geistig und körperlich wieder vollkommen wohl befindet. Diese erfreuliche Tatsache sei umso stärker betont, als ein bayerisches Provinzblatt ausstreute, daß Hitler zur Beobachtung seines Geisteszustandes nach Eglfing gebracht werden soll. Davon kann keine Rede sein. Adolf Hitler stammt nicht nur von einer urgesunden Familie ab, sondern hat auch niemals an einer Krankheit gelitten, woraus sich ein Gemütsleiden entwickeln könnte. Ungebrochen ist seine geistige und körperliche Kraft, was sich bei dem bevorstehenden Prozeß, der voraussichtlich bereits im nächsten Monat stattfinden wird, erweisen wird. . .«

[5. Dezember]

Wie selten es doch ist, daß Menschen, die unter den Ereignissen des Tages leiden, unter dem Ganzen der Zeit leiden! Man mag mit einigem Recht zunächst einem Regierungsvertreter die Schuld geben und vergossenes Bruderblut als das Furchtbare empfinden, vor dem der Herzschlag stockt; was nützt das am Ende, wenn nicht hinter all dem die Erkenntnis unserer verlorenen Selbstbesinnung aufsteht. Man mag die letzte Ursache davon, daß wir zwischen Trümmerhaufen unseren Weg finden müssen und zwischen dem Geröll nichts Blühendes mehr sehen, in dem Verhängnis erblicken, daß wir Deutsche unsere Kämpfe, seien sie welcher Art immer, auf einem Raume auszutragen haben, der enger ist als der aller anderen Völker: auch dies ist doch nur ein begrenzter Grund und eine ungenügende Entschuldigung. Was uns erschrecken müßte, ist, daß wir um uns Kreise gezogen haben, die dem einzelnen so wichtig erscheinen und im allgemeinen doch so verloren sind, daß das Ganze darüber zu Grunde geht. Was hier geschehen ist, scheint komisch, tragikomisch, soweit es den einzelnen angeht, das Traurige aber liegt im Ganzen. Immer bekämpfen zwei, die im Grunde dasselbe wollen, einer den andern, und zerstören so den Glauben an das Einmütige, das sie zusammen hätten verwirklichen können. Ein Land trennt sich vom Reich, motiviert dies mit Vaterlandsliebe und spürt nicht, daß das Vaterland damit der Ohnmacht verfällt. Der Deutsche bewaffnet sich bis zu den Zähnen, um der Welt zu zeigen, wie patriotisch er sei, und schießt auf den anderen Deutschen, den er nicht für patriotisch hält. Es ist nicht möglich, daß den Leuten hier bewußt geworden ist, gegen wen sie kämpfen wollten, es ist nicht möglich, daß sie sich klar gemacht haben, was das heißt. Das Volk taumelt, schreit, hat Kriegsfieber und handelt aus einem untermenschlichen Instinkt heraus, es lebt in Haß und Angst vor dem imaginären Feind. Die Führer aber, eitel getragen von der Gunst des Volkes, das sie betrügen, sind Gaukler, die mit Messern werfen und auf gesichertem Seile über einer Tiefe tanzen, die sie nicht abzuschätzen vermö-

gen. Aber sollte es, wenn sie einmal im Fangnetz liegen, nicht ein Erwachen geben, ein Erwachen wie aus einem schweren Traum von Schuld? Es ist, als habe uns jemand mit Starrsinn und Blindheit geschlagen, als hätten die alten Propheten ihr Wort gesprochen über das Volk, das »verstockt« ist und in die Irre gehe. Verwirrung und Verblendung ist unser Los. Die Zeit ist im Gleiten und nichts hält sie mehr auf. Und doch, wieviel könnte noch geholfen, wie vieles gutgemacht werden, wenn nur eine Empfindung, eine einzige unter so vielen zerstreuten, heimfände zu ihrer Besinnung: wenn alle Kraft des Gedankens und der Aufopferung, wenn all das Geld, das von Menschen, die mitten im Leben zu stehen meinen, für nutzlose politische Kämpfe verschleudert wird, dazu verwendet würde, den Kindern und den alten Leuten aufzuhelfen! — Dies Eine, wenn es noch möglich wäre!

[8. Dezember]

Der Geschäftsführer ist nun auch schon lange verhaftet und die Auszahlung der Gehälter gesperrt. Nur hie und da erhalten wir noch einen Fünf-Francs-Schein. Die Redaktion hat sich in eine Art Stellenvermittlungsbüro verwandelt. Den ganzen Tag gehen und kommen Parteienossen, hinterlassen ihre Adressen und fragen am nächsten Tag, ob sich nicht schon ein Posten für sie gefunden habe, oder gar, ob die völkische Zeitung bald wieder erscheinen dürfe. Die Mädchen, die bei der großen Arbeitslosigkeit auch keine Stellung mehr erhalten werden, schreiben in der Redaktion den ganzen Tag mit besorgten Gesichtern Offerte. Ein altes Fräulein — ihre Großmutter war eine berühmte Freundin Goethes — sagt: »Ich fürchte mich entsetzlich vor dem Verhungern; ich schreibe auch kein Offert mehr, da ich wohl von den Unternehmen Aufforderungen erhalte, mich vorzustellen, aber doch nicht engagiert werde, weil man sofort sieht, wie alt, häßlich und nervös ich bin.« Ein anderes, erst siebzehnjähriges Mädchen — das immer die schmutzigen Witze des Redakteurs W. sofort zurückweist, ohne sie noch zu verstehen, was den Redakteur veranlaßt, gerade ihr die Witze zu erzählen — hat schon mindestens hundert Stellungsgesuche geschrieben. Sie ist in großer Angst, wie sie, bisher die Hauptstütze ihrer Eltern, künftighin die Familie — denn auch der Vater ist arbeitslos — erhalten soll. Manchmal kommt der alte Herr St., der selbst schon Not leidet, bemitleidet uns und tröstet: »Immer mißglückt die erste Revolution eines Volkes; aus allem Schweren aber werden wir uns zu noch größerer Macht als früher erheben.« Manchmal kommt auch Redakteur W., reißt seine Witze und sagt mit einem Blick auf die schreibenden Mädchen: »In fünfzig Jahren wird man überhaupt keine Tippmamsells mehr nötig haben. Bis dahin geschieht das Maschinenschreiben mittels Wellenübertragung; der Redakteur diktiert in die Luft, und die Maschine schreibt den Artikel allein, ohne jede Bedienung. Ihr seid dann vollkommen überflüssig.«

Noch empfindlicher als unter den Angestellten ist die Not unter den Angehörigen der am 9. November Verwundeten und Gefallenen, die, wie man sich erzählt, gar keine Unterstützung mehr erhalten sollen. Wir ziehen daher jetzt täglich mit großen Karren aus und sammeln in den wohlhabenden Häusern für die Ärmsten der Leute Wäsche, Kleider, Schuhe. Am schlimmsten aber ist das Elend unter den Chauffeuren. Die Partei hatte sehr viele Autos in Verwendung, die nun verkauft oder beschlagnahmt worden sind. Da in München, wie es heißt, auf ein Auto hundert Chauffeure treffen sollen, ist es für die unseren ganz aussichtslos, bald angestellt zu werden. Gestern fragte mich ein früherer Chauffeur von Hitler, ob wir ihm noch keinen Posten ausfindig gemacht hätten. Er ist ein lustiger Mensch mit acht Kindern zu Hause, der nicht so leicht verzagt wird. Ich verneinte seine Frage. Er erzählte, daß er bereits seinen guten Anzug und seine Lackschuhe habe verkaufen müssen, und daß heute sein Hund, ein kleiner zweijähriger Foxterrier, mit einem schwarzen, niedlichen Tupfen auf der Nase, geschlachtet werden müsse. Ich bot ihm für seinen Jungen ein Hemd an, das ich in der Widenmayerstraße von einer Schauspielerin erhalten hatte. Er aber lehnte ab und lachte: »Geben Sie es einem Ärmeren als ich bin, gewiß gibt es noch viel Ärmere.«

1926 veranlaßte Ludwig v. Ficker im Brenner-Verlag die Veröffentlichung der tagebuchartigen Aufzeichnungen der späteren »Brenner«-Mitarbeiterin Paula Schlier. Das Buch erregte ziemliches Aufsehen, nicht nur als Zeugnis schriftstellerischen Talents, sondern auch als Dokument zeitgeschichtlicher Vorgänge. »Es ist, aus vielen Gründen, eine bedeutende Lektüre. Es dreht sich in der Hauptsache um die Münchner Revolution, die es von den Redaktionsfenstern des 'Völkischen Beobachters' aus, dessen Sekretärin die nach dem Herzen der Zeit begierige Verfasserin [1923] war, in virtuoson Bildern festhält«, wie Walter Muschg — damals noch Assistent der Literaturwissenschaft — in der Schweizer Zeitschrift »Annalen« (April 1927) schrieb. Das bezieht sich vor allem auf das hier abgedruckte Kap. 7. Dieses Kapitel diente noch Jahre später — unter dem Titel »Was eine Sekretärin Hitlers erzählt. Intimes aus der Redaktion des Völkischen Beobachters« der Unterhaltung und politischen Beeinflussung von Tageszeitung-Lesern (»Wiener Allgemeine Zeitung«, 19.9.1930) und war noch zu Beginn der siebziger Jahre der »Süddeutschen Zeitung« einen Abdruck wert.

Ende Mai 1926 druckte die »Münchner Post« dieses Kapitel nach, wobei die Namen der in Schliers Buch nur mit Anfangsbuchstaben gekennzeichneten Personen preisgegeben wurden. Vor allem dieser Umstand führte zu einem Verriß des Buches — unter dem Titel »Aus der Froschperspektive« — im »Völkischen Beobachter« (1926, Nr. 122), in dem die Glaubwürdigkeit der antinationalsozialistischen Gesinnung Paula Schliers zu untergraben versucht wurde.

Ficker klärte in einem Schreiben vom 5.6.1926 an die Redaktion der »Münchner Post« seinen Standpunkt: »Weder der Verfasserin noch uns konnte daran gelegen sein, durch diesen redaktionellen Mißbrauch der Nachdruckserlaubnis unsere sowie die Intentionen der Verfasserin beim Veröffentlichenden des Buches nun der Gefahr einer Mißdeutung in der Richtung ausgesetzt zu sehen, als seien wir mit einer Ausbeutung des Buches zur Befriedigung eines parteipolitischen Ressentiments einverstanden.« Am selben Tag informierte Ficker auch die Schriftleitung des »Völkischen Beobachters« von dieser Erklärung, konnte dabei aber nicht umhin, den dort erfolgten Bemerkungen zu Schliers Buch ein »beispiellos niedriges Geistes- und Charakterniveau« zu bescheinigen. In seiner Antwort vom 11.6. schrieb Alfred Rosenberg an Ficker, das Pamphlet des Frl. Schlier hätte eine viel schärfere Abfertigung erfahren, wenn man die Verfasserin nur halbwegs ernst genommen hätte.

In dem in Vorbereitung befindlichen Band des Briefwechsels Ludwig v. Fickers (zwanziger und dreißiger Jahre) werden die Hintergründe dieser Buchveröffentlichung und die Probleme des Brenner-Verlags und der Paula Schlier mit den Nationalsozialisten nach der Machtübernahme eingehend kommentiert werden.

W.M. E.S.

I.

Wo immer man die Frage nach einer tirolischen Literatur stellt, werden in der Regel nur wenige Namen mit einer solchen assoziiert. Franz Kranewitter und Karl Schönherr sind am ehesten bekannt, Adolf Pichler und Hermann von Gilm sind schon weniger geläufig, und nur Eingeweihte wissen — bis jetzt — mit den Tiroler Autoren des »Brenner«-Kreises etwas anzufangen. Hingegen stehen Rudolf Greinz und der legendäre Reimmichl auch heute noch für viele stellvertretend für literarisches Schaffen in Tirol schlechthin.

Die Umstände und Ausformungen literarischen Lebens in Tirol sind bisher kaum auf größeres Interesse gestoßen. Es ist eine unbestrittene Tatsache, daß eine Tiroler Literatur stets im Umkreis und Gefolge von regionalen Determinanten geprägt wurde. Strömungen von 'außen' bedurften im allgemeinen einer ganzen Gruppe von Rezipienten, die sich ihrer annehmen, um Einfluß auf das literarische Schaffen in Tirol zu nehmen. Zu solchen cliquenhaften Zusammenschlüssen gehörte die Bewegung JUNGTIROL, die zwischen 1894 und 1905 nicht nur zeitweise große Aufregung bei Klerus und Behörden verursachte, sondern vor allem die künstlerisch-literarische Entwicklung Tirols nachhaltig prägte.

*

Unter dem Schlagwort JUNGTIROL, das schon mehrfach in der Geschichte des tirolischen Geisteslebens als Chiffre für eine aufbrechende neue Generation gedient hatte, versammelte sich eine rasch wachsende Zahl von Literaten und bildenden Künstlern, die dem zentralistischen Musenbetrieb der Monarchie den Kampf ansagte. Erklärtes Ziel war dabei die Überwindung des bisherigen künstlerischen Ghetto-Daseins und der Versuch, über die Grenzen regionaler Beschränktheit zu Geltung, Ansehen und nicht zuletzt auch materieller Besserstellung zu gelangen. Nicht zufällig weckt der Name der Bewegung Assoziationen mit dem Almanach »Frühlieder aus Tirol«¹⁾, den Adolf Pichler um die Jahrhundertmitte zusammengestellt hatte, und der ebenfalls 'jungtirolisch' als das signifikante Moment einer neuen aktiven Autorengeneration definierte. Der Musenalmanach »Jung = Tirol«, von dem noch zu sprechen sein wird, nimmt direkt darauf Bezug und stellt sich bewußt in die gleiche Tradition, wie überhaupt Adolf Pichler selbst einen Eckpfeiler des neuen JUNGTIROL abgeben sollte.

Eine Vielzahl von Ereignissen, Umständen und Motiven pflegt für gewöhnlich solchen Zusammenschlüssen voranzugehen; in der Regel sind sie in ihren Einzelheiten gar nicht mehr faßbar; ihr Zusammentreffen wird dann gemeinhin als Nährboden für Phänomene dieser Art angesehen. Auch im Falle JUNGTIROLs ist es nicht immer leicht, Hintergründe und Folgeerscheinungen auseinanderzuhalten, Ursache und Wirkung deutlich voneinander zu scheiden. Die teilweise extreme Richtung, die das JUNGTIROL der Jahrhundertwende zuweilen einschlug, erleichtert allerdings die Betrachtung seiner markanten Komponenten. Die konstitutiven Merkmale JUNGTIROLs entstammen verschiedenen Bereichen des geistigen und politischen Lebens. So trugen bestimmte Gegebenheiten der österreichischen und deutschen Politik — im engeren Sinn: Deutschliberalismus, deutschnationale und Los-von-Rom-Bewegung — im Verein mit der durch ultramontanen Katholizismus über weite Strecken geprägten tirolischen Situation ebenso zu jener Kulisse bei, vor der sich das Schauspiel JUNGTIROL abwickelte, wie die Einflüsse verschiedener zeitgenössischer literarischer Strömungen.

Ein Zweifel an der deutschen Volkszugehörigkeit hat in Tirol nie bestanden. Dieses Bewußtsein führte schon vor 1848 zu Nationalismustendenzen in Tirol, die freilich mit Erfolg unterdrückt wurden. Dabei manifestierte sich dieses 'deutsche Selbstverständnis' keineswegs nur bei den liberalen Drängern, sondern fast noch stärker bei den konservativen Bewahrern Tirols. Die besondere geographische Lage des Landes in seiner Grenzsituation zu Italien bewirkte eine noch stärkere Orientierung am deutschen Volkstum im allgemeinen, und die ständigen Vorstöße der italienischen Irredenta gegen die südtirolischen Provinzen festigten den Willen zur Behauptung der deutschen Sprache und Kultur über ein übliches Maß hinaus. Die militärischen Auseinandersetzungen der Jahre 1848, 1859 und 1866 wirkten hier zusätzlich stark ein. Die Gründung deutscher Sprachvereine — die es ja nicht nur in Tirol gab — und regelrecht deutschvölkischer Verbindungen sind vor diesem bis heute nicht erloschenen Streit um das Land an Etsch und Eisack zu sehen. Die Sprachverordnungen des Kabinetts Badeni, 1880 für Böhmen und Mähren erlassen, empörten auch die 'deutschen' Kreise in Tirol, die sich in vergleichbarer Situation glaubten. Die Folge dieser Maßnahmen ist bekannt: In fast jedem Kronland etablierten sich Vereine zur Erhaltung und Förderung des Deutschtums, Schillers »Ein einzig Volk von Brüdern. . .« gewann fanale Bedeutung und das Deutschtümeln grassierte auch in Tirol in noch nicht dagewesenem Ausmaß. Die Gründung der deutschnationalen Parteien Georg Ritter von Schönerers und Karl Hermann Wolfs mit ihrer radikalen Ausrichtung repräsentieren so nur den Gipfelpunkt einer längeren Entwicklung. Auf seinen Werbereisen kam Schönerer mehrmals nach Tirol²⁾, und obwohl ihm jedesmal ein großartiger Empfang zuteil wurde, wäre es verfehlt, in seiner Partei das Leitbild für die ideologische Richtung der JUNGTIROLER zu suchen — das 'Tiroler Deutschtum' hatte tiefere Wurzeln. Die den Parteifunktionären entgegengebrachte Sympathie fußte wohl nur auf weltanschaulichen Parallelen. Die Zeitströmungen begünstigten aber nun, was früher als zu extrem verworfen worden war. Adolf Pichler, Altmeister literarischen Deutschtümelns und von vielen gerade deswegen angefeindet, wurde zum späten Mittelpunkt einer jungen gleichgesinnten Generation. Um ihn scharten sich die frisch erwachten 'deutschen' Künstler Tirols, seinen Namen schrieben sie auf ihr Banner; der greise Dichter wurde noch zu Lebzeiten zum symbolhaften Kultobjekt stilisiert. Die Rolle Pichlers war dabei eine durchaus passive; selten trat er öffentlich für die Bewegung ein, doch ließ er sich freudig feiern und zum Ehrenmitglied diverser Vereinigungen ernennen, hie und da einen markigen Spruch für das Vereinsalbum zur Verfügung stellend.

Die heftigsten Gegner Pichlers waren stets Kleriker gewesen, und immer schon waren dunkle Machenschaften der Tiroler Geistlichkeit von ihm angeprangert worden, wie überhaupt der Widerstand gegen Jesuitismus und Ultramontanismus in der tirolischen Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts immer wieder zutage tritt.

Die tiefe Sympathie für Bismarcks Kulturkampf in den siebziger Jahren und die in seinem Gefolge auch von der österreichischen Regierung eingeführten Reformen (Zivilehe u.a.m.) kamen aus den gleichen Ursprüngen wie der fast militante Antiklerikalismus der neuen Bewegung. Die besondere Weise, in welcher Klerus und Politik in Tirol miteinander verquickt waren, schließt den Kreis zum Deutschnationalismus. Die 'Römlinge' wurden als volksfremd angesehen, und so bedeutete schließlich 'Los von Rom!' nicht nur 'Los vom Klerus', sondern auch gleichzeitig 'Hin zum Deutschen Reich'. Diese Frontstellung gegen Katholizismus und Geistlichkeit darf nicht mit Areligiosität oder gar Atheismus verwechselt werden. Die Vorstöße richteten sich gegen die verhaßten — tatsächlichen oder vermeintlichen — jesuitischen Praktiken des katholischen Klerus allein, während der Protestantismus als 'positive' — weil bismarckdeutsche — Religion hochgehalten wurde. Schließlich waren die Protestanten in Tirol immer den Repressionen der vorherrschenden Konfession ausgesetzt gewesen; man denke nur an die Vertreibung der Zillertaler Inkli-

nanten im Jahre 1837, die vielen als Paradebeispiel katholischer Unduldsamkeit im Gedächtnis geblieben war und einen Schub politischer Lyrik in Tirol verursacht hatte ³⁾. Nicht unwesentlich war darüberhinaus, daß der poetische Prediger der deutschen Einheit ebenfalls Lutheraner war: Belegstellen für die Bedeutung, die dem protestantischen Bekenntnis Friedrich Schillers beigemessen wurde, finden sich nach den denkwürdigen Schiller-Feiern des Jahres 1859 auch in Tirol in großer Zahl ⁴⁾. Franz Lechleitners 1893 anonym erschienenenes Buch »Wie ein Tiroler Bueblein deutschnational wurde« bringt überdies gute Beispiele für den religiösen Geist der Tiroler Moderne.

Was das literarische Vorbild Adolf Pichler anbelangte, kümmerte sich JUNGTIROL nicht so sehr um dessen Arbeiten, in denen er sich um Allgemein-Menschliches bemüht zeigte; hingegen geizte man nicht mit Lob für seine heimatlich gefärbten Erzählungen und Gedichte. Die starke Betonung des Regionalen, einer 'bodenständigen' Dichtweise entwickelte sich zu einem weiteren signifikanten Merkmal der jungtirolischen Geistesgeschichte. Hier macht sich — neben Einflüssen aus dem süddeutschen Raum — die nachhaltige Wirkung des »Phönix« ⁵⁾ und seiner Mitarbeiter bemerkbar, denen das Heimatliche als Gegenstand dichterischer Gestaltung besonders am Herzen lag und die eine tirolische Heimatkunst lange vor dem Auftauchen der gleichnamigen Programmatik begründet hatten. Was bisher aber lediglich Ausdruck einer tiefen Natur- und Heimatverbundenheit gewesen war, avancierte nun zum Kennzeichen eines neuen Autoren-Selbstverständnisses. Mitauslösendes Moment waren wohl die Dezentralisierungstendenzen innerhalb der reichsdeutschen Literaturszene, wie sie sich in M.G. Conrads »Gesellschaft« manifestierten. Dieses Organ verstand sich nicht zuletzt als Sprachrohr einer Anzahl von Autoren, die zeigen wollten, daß nicht nur Berlin, sondern auch München der Status einer literarischen Hauptstadt zukomme. Der Ruf nach mehr Geltung für die Literatur außerhalb der Metropolen wurde auch in Tirol begeistert aufgenommen, in anderen Provinzen begann man sich ebenfalls gegen den Eliteanspruch Wiens auf dem Gebiet der Kunst und Literatur zur Wehr zu setzen. Der literarische Naturalismus kam dem mit einem Teil seines Programms sehr entgegen, da er sich ohnehin gern dem Bodenständigen zuwandte und der provinziellen Literatur deshalb großes Interesse entgegenbrachte. Die »naturalistische Nobilitierung der Umgangssprache und des Dialekts« ⁶⁾ rückte die Provinzliteratur in begriffliche Nähe der bewußt-modernen Naturalisten — und umgekehrt, wie vielfache Bemühungen der Tiroler Autoren, 'modern' zu wirken, bezeugen ⁷⁾.

Als aktiver Initiator einer provinziellen Sezession in Österreich ist Hugo Greinz (1873-1946) anzusehen. Der gebürtige Tiroler veröffentlichte in verschiedenen Blättern programmatische Artikel zur Notwendigkeit eines eigenen literarischen Lebens in den Provinzen ⁸⁾. In Linz gab er seit April 1899 eine Zeitschrift heraus, in welcher er ebenfalls die Forderung nach einer 'Provinzliteratur' erhob: »Der Kyffhäuser. Deutsche Monatshefte für Kunst und Leben« (1899-1902). Die Besinnung auf eine bodenständige Literatur wurde auch für JUNGTIROL zum programmatischen Fixpunkt. »Provinzliteratur ist die neue Parole«, bekannte der Tiroler Anton Renk (1871-1906) in einem seiner »Tiroler Briefe« an den »Kyffhäuser« ⁹⁾, und Hugo Greinz präzierte sein Programm wie folgt:

Die Großstädter sehen, daß sie nicht die einzigen Weisen und Schöpferischen sind, und sie wissen, daß »draußen« in der Provinz, in den kleinen Städten auch Leute sind, die was können. ¹⁰⁾

Der »Kyffhäuser« war als »Kampfplatz für deutsche Politik, Cultur und Kunst« gedacht, er sollte ein »Sammelplatz aller nationalen Dichter und Schriftsteller« sein,

die, abseits stehend von den gewissen literarischen Großstadtringen und Cliques, ihrem Volke Größeres und Bedeutenderes zu sagen haben, als wie die von einer stammesfremden Presse zu eitlen Berühmtheiten emporgeschraubten Geschäftsliteraten. ¹¹⁾

Da in Tirol bis dorthin kein vergleichbares publizistisches Unternehmen bestand, stellten sich bald auch die meisten produktiven Tiroler Autoren der neuen Generation ein: Anton Renk, Franz Kranewitter, Heinrich von Schullern, Arthur von Wallpach und der junge

Ludwig von Ficker. Sie alle schlossen sich im wesentlichen der Meinung an, daß man gegen den 'Wiener Literatursumpf' ankämpfen solle und daß andererseits »der Boden der Provinz ein noch keimstarker und unausgenützter«¹²⁾ sei. Was eine starke Provinzliteratur leisten sollte, stellte Hugo Greinz deutlich dar:

Von der Provinzliteratur verlangen wir [...] ganz bestimmte Darstellungen, sie soll uns Charaktere zeichnen, die in den vielen Einflüssen provinzieller Umgebung entstanden und aufgewachsen sind, sie soll uns die Stimmung geben, die an ein bestimmtes Land, an eine bestimmte Stadt gebunden ist, — ihre Werke sollen Provinzluft atmen!¹³⁾

Es wird die — sicher lohnende — Aufgabe weiterführender Untersuchungen sein, JUNG-TIROLs literarische Entwicklung zwischen Naturalismus, Realismus, Provinzkunst und letztlich auch Heimat- und Höhenkunst zu erschließen. Hier kann das Kapitel 'Provinzkunst' nur als ein wesentlicher Aspekt neben anderen angerissen werden. Deutschnationalismus, Los-von-Rom, Antiklerikalismus sind ebenfalls nur Schlagworte, die einzelne Facetten des geistigen Hintergrunds des Phänomens JUNGTIROL in groben Zügen bezeichnen.

Man wird verstehen, daß die Vielfalt der hier zusammenfließenden Komponenten kaum zu einer wirklich einheitlichen Bewegung führen konnte. Dominantes Merkmal dieser Strömung ist paradoxerweise ihre Inhomogenität. Tatsächlich war das JUNGTIROL der Jahrhundertwende seit seinem sukzessiven Entstehen ein mehr oder minder wirres Konglomerat von Individuen, Personengruppen und Interessengemeinschaften, deren verbindendes Element oft genug nur die Oppositionsstellung zu herrschenden Zuständen war. Da nun aber ein einhellig anerkanntes 'Programm Jungtirol' fehlte, wurde 'Jungtirol' naturgemäß immer mit jeweils der Gruppe identifiziert, die sich am lautesten unter diesem Titel bemerkbar machte. Und so ist die Geschichte JUNGTIROLs zuvorderst die Geschichte seiner Gruppen, Vereine und sonstigen Zusammenschlüsse. Von diesen wird im folgenden die Rede sein.

II.

Eine der treibendsten Kräfte eines organisierten JUNGTIROL war der Tiroler Autor Anton Renk. Schon in seinem fünften Universitätssemester gründete der damals Einundzwanzigjährige einen »Verein für tirolische und vorarlbergische Heimatkunde«, dem ein poetisches Kränzchen angeschlossen war. Im Jahre 1894 veranstaltete dieser Verein eine große Hermann-von-Gilm-Feier und stellte sich damit in das Umfeld einer antijesuitisch-antiklerikal geprägten Gilm-Renaissance, die anlässlich des 10. Todestages des Tiroler Lyrikers ihren Anfang nahm¹⁴⁾. Man plante auch einen »Verein der Gilmfreunde« ins Leben zu rufen, was jedoch aus unersichtlichen Gründen nicht zustande kam. An seiner Statt trat mit mehrjähriger Verzögerung eine Vereinigung an die Öffentlichkeit, die als erstes organisiertes Auftreten eines JUNGTIROL überhaupt gewertet werden kann: Im Oktober 1898 wurde die »Innsbrucker Kunst- und Literaturgesellschaft Pan« aus der Taufe gehoben¹⁵⁾.

Die Gründung des »Pan« folgte den Beispielen in Linz und Salzburg, wo bereits seit längerem Vereine gleichen Namens bestanden; dem in Linz stand Hugo Greinz vor, im Salzburger »Pan« spielte Heinrich von Schullern eine wichtige Rolle¹⁶⁾. Die Mitglieder des Innsbrucker Gründungsausschusses waren der Kunsthistoriker und Universitätsprofessor Hans Semper (1845-1920), Musikdirektor Josef Pembaur (1848-1923) — und Anton Renk. Den Statuten nach hatte der Verein den Zweck, »Literatur, Musik und auch die bildenden Künste zu pflegen« (§2)¹⁷⁾, welcher Zweck durch »Vorträge und Veranstaltungen künstlerischer und literarischer Natur«, »durch Anlegung einer Bibliothek und anderer die Interessen des Vereines fördernder Sammlungen«, »durch Aufführung dramatischer und musikalischer Werke« und »durch Veröffentlichungen« erreicht werden sollte (§3). Am

7.12.1898 fand die erste Generalversammlung statt, zu welchem Anlaß der Vorsitzende Hans Semper die Ziele des Vereins nochmals darlegte:

Der Verein dürfe und werde keineswegs das Organ einer bestimmten einseitigen Richtung oder Clique auf dem Gebiete der Literatur und Kunst sein, sondern die älteren und jüngeren Vertreter der Kunst im weitesten Sinne und damit zugleich die Vertreter der verschiedenen Anschauungen und Richtungen in Literatur, bildender Kunst und Musik sollen sich durch geselligen Ideenaustausch einander nähern.¹⁸⁾

Auch die Freunde der Musen, die beruflich bedingt weniger in die Lage kämen, auf diesen Gebieten schaffend aufzutreten, sollten im »Pan« Gelegenheit finden, durch persönlichen Verkehr »sich in die Gedanken des Künstlers mehr einzuleben«¹⁹⁾. Es lag den Initiatoren des »Pan« also wesentlich daran, das tirolische Kunstschaffen einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen, wie es ja auch erklärte Absicht des Vereins war, den Tiroler Dichtern und Künstlern »Halt und Stütze in ihrem Streben nach Geltung zu schaffen«²⁰⁾. Es ist unvermeidlich, hier den Innsbrucker »Pan« im Zusammenhang mit dem »Pan«-Konzept Hugo Greinz' zu sehen: Greinz dachte offensichtlich daran, mit einem Verband von »Pan«-Gesellschaften ein provinzkünstlerisches Bollwerk gegen die gesunkene Großstadtliteratur zu errichten, von deren elitären »Cercles« sich nicht nur die Poeten der Peripherie zunehmend ins künstlerische Abseits gedrängt fühlten. Daß

der Zusammenschluß aller literarischen und künstlerischen Kreise in der Provinz gegenüber dem exklusiven Ringen in den Millionenstädten für den Aufschwung der Kunst im allgemeinen und besonders für den einzelnen von eminenter Bedeutung sei, hob Greinz auch in der im Innsbrucker »Pan« gehaltenen Festrede hervor²¹⁾. Umgekehrt schilderte Renk in Greinz' »Kyffhäuser« den Werdegang des »Pan« als Endprodukt jungtirolischer Vereinsbestrebungen und erklärte zuversichtlich: »So ist Jungtirol eine Macht geworden, 'mit der man rechnen muß' und wird hoffentlich genügenden Einfluß auf Publicum, Verleger, Kritik und Theater ausüben«²²⁾. Im selben »Tiroler Brief« führt Renk das Zustandekommen JUNGTIROLs selbst hauptsächlich auf die Auseinandersetzung mit der geistlichen Obrigkeit und ihren Vasallen zurück und bringt das Signifikante der Bewegung auf eine einfache Formel:

Da reden wir aber immer blos von Jungtirol; das ist pietätlos. O, wir haben ein Altirol, das wir lieben, das uns steht. Gilm und Senn würden an uns Jungen ihre helle Freude haben und unser Altmeister Pichler ist uns Freund.

Der Unterschied zwischen dem Jungtirol und dem andern Altirol ist halt einfach der: »Hie Welf! Hie Waibling!«²³⁾

Die 'ghibellinische' Jugend stieß freilich auf wenig Gegenliebe bei den ansässigen literarischen Institutionen; besonders lief JUNGTIROL gegen den Innsbrucker Theaterdirektor Ranzenhofer Sturm, der nach geltender Meinung »seine diversen Judenjüngels«²⁴⁾ bevorzuge. Was von der Innsbrucker Bühnenleitung abgelehnt wurde, mußte daher auf anderem Wege dem Publikum nähergebracht werden. Das geschah unter anderem durch Lesungen und Vorträge im »Pan«. So stand beispielsweise Kranewitters »Michael Gaiffmayr« im ersten dramatischen Abend des Vereins auf dem Programm, weitere Lesungen und Veranstaltungen folgten²⁵⁾.

Flankiert wurde dieser erste vereinsmäßige Vorstoß JUNGTIROLs von einer zeitgenössischen Anthologie, die für das Jahr 1899 von Hugo Greinz und Heinrich von Schullern herausgegeben wurde und den bezeichnenden Titel »JUNG = TIROL. Ein moderner Musenalmanach aus den Tiroler Bergen« trägt. In den Attributen des Untertitels spiegelt sich dabei bereits die Absicht der Herausgeber und Mitarbeiter: Zum einen sollten die Texte zur 'Moderne' gerechnet werden und ihre Autoren somit als keineswegs hinterwäldlerisch präsentieren; zum anderen klingt in »aus den Tiroler Bergen« ein alpines Motiv an, das spezifische Ausprägungen JUNGTIROLs innerhalb dieser Moderne fixieren soll. Den Beiträgen von Greinz, Schullern, Sepp Heimfelsen (d. i. Josef Kerausch), Rudolf Christoph Jenny, Franz Kranewitter, Franz Lechleitner, Heinrich Povinelli, Anton Renk und Arthur von Wallpach ist deutlich anzumerken, daß auch hier kein geschlossenes Konzept vorliegt.

Es ist vielmehr ein Tasten nach verschiedenen Richtungen zu erkennen, wenn Kranewitters »Um Haus und Hof« neben Greinz' »Unser Liliencron« und Povinellis Gedichten abgedruckt ist. Zweifellos geht es in dem Almanach primär um die Vorstellung einer neuen Generation, was ja auch schon an der drucktechnischen Gestaltung abzulesen ist: Jedem Autor ist ein eigener Abschnitt gewidmet, der Verfasser wird jeweils in einem Vorsatzblatt mit Lebensdaten und veröffentlichtem OEuvre eingeführt.

War Anton Renk der geschickte Organisator JUNGTIROLs, so erhob sich Rudolf Christoph Jenny (1858-1917) zunächst zum publizistischen Sprecher der literarischen Moderne in Tirol. Wie Renk sieht auch er den Hauptgegensatz zwischen »Alt-Tirol« und »Jung-Tirol« in der vollständigen Freiheit von katholisch-religiösen Ideen«, ²⁶⁾ die allem früheren Schaffen bewußt oder unbewußt angehaftet hätten.

Dieser Gegensatz nun zwischen den Alten und den Jungen scheint mir nirgends mit so großer Schroffheit zutage getreten zu sein, als in dem kürzlich bei G.H. Meyer in Leipzig erschienenen Buche »Jung-Tirol«, welches eben deswegen von programmatischer Bedeutung ist. ²⁷⁾

Allerdings durfte sich Jenny nicht allzulange eines solchen Images erfreuen, denn schon in dieser Rezension des Almanachs zeigt sich eine schwerwiegende Argumentationsdifferenz mit dem 'eigentlichen' ghibellinischen Wesen der designierten Jungtiroler. Jennys Besprechung endet nämlich mit versöhnenden Worten an die Wiener Kreise:

Das, ihre überselbstbewußten Residenzdichter, ist es, was Jung-Tirol geleistet, und nun steht es bei Euch, uns als furchtlose und, wie wir hoffen, brauchbare Kämpen in Euere Reihen aufzunehmen, um Schulter an Schulter mit Euch für das Schöne zu kämpfen und den etwas üppig gewordenen norddeutschen Brüdern den alten bajuvarischen Streitruif entgegenzuschleudern: »Habt's a Schneid!« ²⁸⁾

Dergleichen servil-anbiedernde Techniken liefen den Absichten der Jungtiroler zuwider, wollte man doch Opposition und keineswegs Kooperation; zudem stellte Jenny das deutsche Element in Frage, was vielleicht noch schwerer wog. Da Jenny im »Pan« ebenso vertreten war wie die 'ghibellinischen' Jungtiroler, waren Kontroversen innerhalb des Vereins unausbleiblich. Zum vollständigen Eklat kam es, als Jenny sich in einem dubiosen Wahlvorgang selbst zum Obmann des »Pan« kürte.

Die daraus resultierende Spaltung auf dem Höhepunkt der ersten Krise JUNGTIROLs war für die weitere Entwicklung der Bewegung ausschlaggebend. Um diese verfolgen zu können, muß eine noch nicht eingeführte Komponente JUNGTIROLs vorgestellt werden: seit Mai 1899 erschien in Innsbruck »Der Scherer«, eine Zeitschrift, die unmittelbar 'ghibellinisch-jungtirolischem' Selbstverständnis entsprang.

Für das »Erste illustrierte Tiroler Witzblatt für Politik, Kunst und Leben« — so der Untertitel — zeichnete der gebürtige Kärntner Karl Habermann (1865-1913) als Herausgeber verantwortlich; er führte das Blatt von Anfang an in eine gezielt radikale Richtung. Das jeder Nummer des Halbmonatsblattes in den ersten beiden Jahrgängen vorangestellte Motto stammte aus der Feder Wallpachs und nahm direkten Bezug auf die Absicht des tirolischen Organs:

Sonnenscheues Ungeziefer
Das sich vielvermehrend drängt
Schleicher, Wühler, Kriecher, Schliefer,
Hei, wie euch der Scherer fängt.

'Scherer' war in Tirol die umgangssprachliche Bezeichnung für jemanden, der von berufs wegen Ratten, Mäuse und Maulwürfe — sogenannte Schermäuse — vertilgte. Wie der professionelle Schädlingsvernichter wollte auch die Zeitschrift den im Verborgenen agierenden (Volks-)Schädlingen den Garaus machen. Diesem Feldzug wurde andererseits eine unmißverständliche Skala positiver Werte beigegeben, die auf Haeckel und einer verqueeren germanischen Rassenlehre basierte. Hauptziel der Angriffe waren die schon erwähnten Volksschädlinge, als deren bekämpfungswerteste die katholische Geistlichkeit — die 'Römlinge' — und in zunehmendem Maße bereits auch die Vertreter anderer nichtgermanischer

Volkszugehörigkeiten — namentlich Slawen und Juden — angesehen wurden. An der eigenen Position wurde dabei kein Zweifel gelassen:

Drum Brüder, singet allem Hasse,
Den auch die Welt entgegen stellt:
Wir sind des Nordens blonde Rasse,
Wir sind das Edelvolk der Welt.²⁹⁾

Zum engeren Kreis der Hauptmitarbeiter zählte neben Wallpach auch Anton Renk, der sich durch besonders spitzfindige und radikale Anschauungen und Polemiken auszeichnete. Im ersten Jahr seines Bestehens wurden die Beiträge des »Scherer« fast zur Gänze von diesen beiden Autoren bestritten; gleichzeitige Verwendung mehrerer Chiffren und Pseudonyme täuschte dabei eine größere Anzahl von Autoren vor. Die Mitarbeiter des »Scherer« waren fast sämtlich Mitglieder des »Pan« und nannten sich programmatisch »Schererleute«. Damit wurde auch schon eine personelle Demarkationslinie gezogen, die der Schwarz-Weiß-Malerei der Blattideologie entsprach; müßig zu fragen, ob dabei die »Schererleute« nebst Gesinnungsanhang den besseren Teil der Menschheit ausmachten oder die anderen. Mit besonderem Nachdruck wird den Untertanen der »Schwarzen Brut« im Programm des »Scherer« der trutzige Menschenschlag des »Kerndeutschen« gegenübergestellt, der 'pfäffischen' eine mystische Naturreligion präsentiert (deren eifrigster Propagator übrigens wieder Wallpach war), wenn man nicht überhaupt, dem später noch stärker forcierten alldeutschen Tenor folgend, auf den urdeutschen Protestantismus zurückgriff. Es ist hier freilich nicht der Ort, eine Geschichte des »Scherer« als eines publizistischen Unternehmens zu geben³⁰⁾, von Interesse sind im Moment lediglich seine Verbindungen und Verstrickungen mit dem gerade erst konsolidierten JUNGTIROL.

Der »Pan« sah sich im Jahre 1899 vor der ernstesten Aufgabe, den 80. Geburtstag Adolf Pichlers in gebührender und demonstrativer Weise zu feiern. Pichlers Jubiläum wäre auf den 4. September gefallen, ein Datum, das einen massierten Auftritt der nationalen Studentenschaften ernstlich gefährdet hätte; ohne diese schien aber eine mehrtägige — jungtirolesche — Feierlichkeit schlechterdings undenkbar. Man verlegte daher kurzerhand die Feier auf das Ende des Universitätsjahres und setzte den 6. Juli 1899 als Termin für den Beginn der Würdigungen fest. Am Abend dieses Tages nahmen die Festivitäten mit einem imposanten Fackelzug — man zählte angeblich gegen 1000 Fackeln — ihren Anfang; in mehreren Festreden wurde das Wirken Pichlers im Sinne des Deutschtums, Fortschritts und Freisinns hervorgehoben. Das eigentlich spektakuläre Ereignis dieser Veranstaltung wurde aber erst zwei Tage später durch die Presse einem weiteren Kreis bekannt gemacht: Karl Habermann hatte in einer plötzlichen Aktion den Abdruck eines Hirtenbriefes des Fürstbischofs Simon von Brixen in die am Schluß zu einem Haufen zusammengeworfenen Fackeln geschleudert. Dieser Hirtenbrief war am 30. Juni 1899 erlassen worden und richtete sich einerseits gegen die Wiedereinführung germanisch-heidnischer Sonnwendfeuer, andererseits aber direkt gegen den »Scherer«, dessen antireligiöse Haltung ihn an sich schon zu einem 'verbotenen Blatt' mache. Der »Scherer« kommentierte diesen Hirtenbrief entsprechend und legte — als Werbung? — der nächstfolgenden »Scherer«-Nummer einen Abdruck des Hirtenbriefes bei; einen solchen warf Habermann dann in die Flammen. Es ist dabei letztlich unwichtig, ob 'Der Scherer', wie Habermann bald 'inkarnationshalber' genannt wurde, dieses Vorgehen geplant hatte, oder ob die Tat spontan erfolgte. Die Aktion wurde im »Scherer« zum historischen Symbol erhoben und lieferte noch auf Jahre hinaus Stoff.

Wahrlich an der Zeitenwende
Standen, die in diesen Tagen
Deutscher Freiheit Fackelbrände
Durch die Nacht Tirols getragen.
Die wir aus dem Norden stammen,
Uns des Lichtes Söhne nennen,

Die gesamte katholische Welt, besonders natürlich die Österreicher, war außer sich über den Frevel, der im 'heiligen Land Tirol' begangen worden war. Gegen Habermann wurde ein Prozeß wegen Religionsstörung eingeleitet, der ungemein zur Popularisierung des Blattes beitrug und ein kaum geahntes Echo im In- und Ausland hervorrief. Die Zuschriften an die Redaktion häuften sich schlagartig, die Zahl auswärtiger Autoren schnellte in die Höhe, und mit besonderen Grüßen stellten sich die deutschvölkischen Blätter und Parteien aller Himmelsrichtungen ein. Der Prozeß selbst zog sich — bei häufig widersprüchlichen Urteilen — über mehrere Jahre und Instanzen hin; schließlich wurde Habermann am 11.4.1901 zu 14 Tagen Arrest, verschärft mit einem Fasttag, verurteilt.

Der »Pan« als Verein distanzierte sich allerdings von diesen Geschehnissen, obwohl beispielsweise Renk zu den wichtigsten Stützen des Vereins zählte. Die heftige Resonanz, die der »Scherer« unvermittelt erzielt hatte, führte wahrscheinlich noch schneller zu einer radikalen Stoßrichtung der Jungtiroler, die zunehmend zu politischer Agitation tendierten. Diese Verhärtung der Fronten ließ die Spaltung im »Pan« zum Bruch eskalieren. Auf der einen Seite befanden sich die gemäßigten »Pan«-Mitglieder um Jenny und Kranewitter, die als Dramatiker vielleicht nicht ganz mit öffentlichen Stellen brechen wollten; auf die andere Seite kamen die Schererleute zu stehen — allen voran Renk, Habermann und Wallpach —, die im »Scherer« bereits eine publizistische Heimstatt gefunden zu haben glaubten. Schon vorher hatte der »Scherer« erklärt, mit dem »Pan« weder wirtschaftlich noch ideologisch verknüpft zu sein — dies sogar noch vor dem Habermann-Skandal. Jenny, der noch im dritten Heft einen Text veröffentlicht hatte, wurde regelrecht geschafft. Endgültig gesprengt wurde der »Pan« schließlich bei der Vorstandswahl für das Jahr 1900. In deren Verlauf hatte Jenny die ihm übertragenen Vollmachten von acht entschuldigten Mitgliedern offenbar dazu benutzt, sich selbst zum Obmann des »Pan« zu küren, was verständlicherweise eine Welle des Protestes auslöste.

Dieser vorteilhafte und zweifelsohne ehrenwerte Gebrauch unschuldiger Satzungsbestimmungen führte Jenny dank seines wüsten Auftretens in derselben Versammlung zu dem sich klargestellten Ziele: dem Austritte von nahezu hundert Mitgliedern, deren gute Sitten derlei transleithanische Umgangsformen widerstrebten.³²⁾

Schon zuvor hatte Jenny durch seine Polemik gegen die »völkische und judengegnerische Haltung«³³⁾ der Schererleute deren Unmut auf sich gezogen, der sich nun in entsprechender Konsequenz entlud. Nach diesem Eklat war Jenny Obmann eines Torso. Die Innsbrucker Literatur- und Kunstgesellschaft »Pan« führte zwar im Jahr 1900 noch einige Veranstaltungen durch, der Niedergang des Vereins war aber so gut wie besiegelt, da organisatorisches Potential und ideeller Schwung inzwischen geschwunden waren. Dieser Elan wanderte mit den Sezessionisten ab zu einer anderen Vereinigung, die — mehr oder minder zufällig — eben erst entstanden war.

Ohne das Zutun der Schererleute hatte sich in Kreisen der »Scherer«-Leser eine Eigendynamik entwickelt, die zur Gründung von sogenannten »Scherergemeinen« führte. Das erste Auftreten solcher Zusammenschlüsse fiel in den Oktober 1899 und scheint die Leitung des Blattes wirklich überrascht zu haben. Selbstverständlich erkannte man rasch den ökonomischen und ideellen Wert solcher Gemeinen und warb nun seinerseits für die Gründung solcher Organisationen.

An verschiedenen Orten in der Ostmark wie im Reiche ist bereits die Gründung von »Scherergemeinen« im Gange. Dieselben dienen der Verbreitung und Festigung der im Scherer vertretenen Germanischen Weltanschauung in Erkenntnis und That. Wir fordern alle Schererfreunde auf, nach unseren Mustersatzungen Scherergemeinen zu schaffen, welche in einem Schererverbände ihre Vereinigung finden.³⁴⁾

Gleichzeitig standen die Tiroler Schererleute unter Zugzwang, da die Heimat des »Scherer« nicht gut ohne solche Gemeinde bleiben konnte: Nach zwei Einreichungen bei der Behörde im Mai 1900 fand die Gründungsversammlung der »Scherergemeine Innsbruck« am 18. Juli 1900 statt.

Ein Teil der aus dem »Pan« geistig Vertriebenen fand sich hier zusammen, und es war den Schererleuten eine Selbstverständlichkeit, das kulturprogrammatische Erbe des desolaten »Pan« anzutreten. Als vorrangig erschien es dabei, drei wesensfremde Elemente aus der Kunst auszuscheiden: »Romanismus, Semitismus und Slawismus«³⁵⁾, die im Kunstverständnis der Schererleute verständlicherweise keinen Platz hatten.

An die Stelle des »Pan«, der den Händen der Gründer entwunden und heute nur mehr einem Einzelnen dienen soll, müsse als Vereinigungspunkt für Jungtirol die Scherergemeine treten.³⁶⁾

Trotzdem blieben Habermann und Wallpach nach wie vor Mitglieder des »Pan«, um zu verhüten, daß die Adolf-Pichler-Stiftung, die von dem Verein initiiert worden war, für die alleinigen Interessen Jennys ausgeschlachtet werde. Daß die Streitigkeiten zwischen den Schererleuten und Jenny, der seit Januar 1900 den »Tiroler Wastl« herausgab³⁷⁾, bis vor Gericht gingen, sei hier nur am Rande erwähnt.

Die Scherergemeine Innsbruck unterschied sich erheblich von den anderen und durchschritt eine Entwicklung, die sie letztlich außerhalb des für Scherergemeinschaften Charakteristischen stellte. Einen politischen Gesinnungsbund gab es in Innsbruck ja ohnedies im Rahmen der Schriftleitung des »Scherer«; damit war die »Scherergemeine« der Verpflichtung zur nationalen Propaganda und Volkserziehung weitgehend enthoben und konnte sich mehr dem Künstlerisch-Literarischen widmen — ohne freilich den Boden der »Scherer«-Gesinnung je ernstlich zu verlassen, wie aus den Statuten ersichtlich ist³⁸⁾. Allerdings läßt sich doch eine gewisse Loslösung vom engeren »Scherer«-Mythos konstatieren, was auf zwei Ursachen zurückzuführen sein dürfte:

Im Januar 1902 wurden sowohl Vorstand als auch Bezeichnung der Gemeinde gewechselt³⁹⁾. Von nun an nannte sich der Verein »Scherergemeine Jungtirol« (!) und verzichtete binnen kurzem auch auf das determinierende Präfix, sodaß künftig nur mehr von Veranstaltungen der »Gemeine Jungtirol« die Rede war. Die Namensänderung ist umso bedeutsamer, als der »Scherer« zweifellos aus jungtirolischen Ansätzen entstanden war, es aber nie zu einer wirklichen Identifizierung eines klar umrissenen JUNGTIROL mit dem »Scherer« kam. So kündigte jeder Jahrgang des Blattes das Erscheinen einer eigenen JUNGTIROL-Nummer an; erst gegen Ende des vierten Jahrgangs (1902) ging eine solche in Druck — erst nach der Bildung der »Gemeine Jungtirol« also. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich der »Scherer« aber seinerseits endgültig zum Sprachrohr Alldeutschlands aufgeschwungen und seine tirolischen Bezüge zur Gänze abgestreift — ab diesem Jahrgang IV (1902) nannte sich das Organ im Untertitel »Alldeutsches Wochenblatt« bzw. »Wochenblatt für Alldeutschland«. Andererseits war die Bildung des angestrebten Dachverbandes der Scherergemeinen nicht zustande gekommen, der sicherlich für eine mehr ideologische Ausrichtung der Gemeinde gesorgt hätte. Nach längerem Hin und Her war die Bildung eines Schererverbandes im November 1901 untersagt worden. Zwar wurde dieses Verbot vom Obersten Gerichtshof wieder aufgehoben, doch die fast einjährige Verzögerung hatte das Interesse außerhalb erlahmen lassen: um die Scherergemeinen war es wieder ziemlich still geworden. Zudem hatte man ja inzwischen bereits die »Gemeine Jungtirol« aus der Taufe gehoben, die doch ein stärker künstlerisches Interesse zeigte. Einen Monat nach ihrer Genehmigung veranstaltete die Gemeinde einen Autorenabend in der Form, wie er im »Pan« üblich gewesen war; in den ausgesandten Einladungen zu diesem Ereignis legten die Initiatoren ein recht klares Programm vor:

Die Gemeinde »Jung Tirol« erblickt ihre Aufgabe in der Pflege heimischer Kunst. Tirol ist wie kein zweites Kronland Oesterreichs zu einem Mittelpunkt geistigen Lebens geschaffen. Vergangene Jahrhunderte haben an dem Ruhm des Landes gebaut und das deutsche Lied fand stets dort den hellsten Wiederhall, wo die eisumstarrten Firnen der Tiroler Berge in die grünen Täler grüssen. Die alten Recken, ein Gilm, ein Senn, ein Pichler liegen tot. Aber ein junges Geschlecht ist an ihre Stelle getreten und behütet treu ihr Erbe.

Diese heimischen Dichter zu Worte kommen zu lassen, sie in engere Berührung mit dem Volke zu bringen, ist eine der ersten Aufgaben der neuen Gemeinde. Sie will ein Herold jungtirolischer Kunst sein, deren Vortrag in seinen Grenzen so weit gesteckt sein soll, daß er ein getreues und umfassendes Bild der geistigen Bestrebungen des Heimatlandes bietet.⁴⁰⁾

Kein Zweifel — aus diesen Zeilen spricht ein anderes JUNGTIROL. Von dem sprichwörtlichen Radikalismus des »Scherer« ist hier nichts zu verspüren, ebensowenig von den personellen Fehden mit 'Abtrünnigen'. An diesem Autorenabend am 22. März 1902 lasen Wallpach, Renk und Arnold Hagenauer einträchtig neben Kranewitter und Ludwig von Ficker, der schon im »Pan« Mitglied gewesen war, sich jedoch kaum für die völkische Diktik des »Scherer« hergegeben hätte. Die doch etwas überraschende plötzliche literarische Aktivität der Gemeinde dürfte auf die Tätigkeit Hugo Greinz' zurückzuführen sein, der 1901 nach Innsbruck gekommen war und seit der Umbenennung der Gemeinde als ihr Obmann fungierte; deutlich klingen in dem oben zitierten Programm seine Vorstellungen einer aufstrebenden Provinzliteratur nach. Ein zweiter Autorenabend war geplant, kam aber augenscheinlich nicht zustande. Überhaupt wurde es nach dem vielversprechenden Auftakt wieder schnell ruhig um die »Gemeine Jungtirol« — man darf wohl auch hier einen Zusammenhang mit der motivierenden Funktion Greinz' sehen: dieser übersiedelte nämlich im Herbst 1902 nach Wien, wo er die Redaktion der »Zeit« übernahm.

Bis zum nächsten Lebenszeichen einer Vereinigung von 'Jungtirolern' dauerte es fast zwei Jahre. Im Innsbrucker Gasthof »Goldener Adler« wurde die heute noch existierende »Goethe-Stube« eingerichtet. Nach deren Fertigstellung hielten 'die Jungtiroler'⁴¹⁾ dort im März 1904 eine Goethe-Feier ab; auch eine im Dezember dieses Jahres veranstaltete Festlichkeit zu Ehren des 60. Geburtstages des tirolischen Politlyrikers Josef Mayr-Günther ist wahrscheinlich in diesem Rahmen vonstattengegangen. Daß hier wiederum der Begriff JUNGTIROL sehr willkürlich gefaßt ist, zeigt eine Aufstellung der angeblichen Mitglieder durch Hugo Klein: Er nennt unter den Jungtiroler Literaten im Kreis des »Goldenen Adlers« Ludwig von Hörmann, J.C. Platter, Franz Kranewitter, Dr.S.M. Prem, Paul Greußing, Toni Renk, Franz Dolliner, R. Strohschneider, Bruder Willram, Doktor Weingartner, Arthur von Wallpach, Bartolo del Pero, Walter Obrist und an anderer Stelle noch Hugo Greinz, Paul Rossi, Mayr-Günther und Ludwig von Ficker⁴²⁾. Wenn schon für einen Großteil der Angeführten die Mitgliedschaft an der »Gemeine Jungtirol« bezweifelt werden darf, so ist das für die Geistlichen Bruder Willram und Weingartner auszuschließen. Daß Klein dennoch von einem Jungtiroler Kreis sprechen konnte, ist in einer Verwischung der Grenzen und einem Schwinden der ideologischen Zwänge zu suchen. Im November des Jahres 1903 war ein »Verein der Tiroler Schriftsteller« ins Leben getreten, dem Ludwig von Hörmann vorstand und dem die oben genannten Schriftsteller sämtlich angehörten. Interessanterweise blieb der einstige 'Sprecher' JUNGTIROLs, Rudolf Christoph Jenny, von diesem Verein ausgeschlossen, da er sich inzwischen mit fast jedem überworfen hatte, sogar mit seinem einstigen Schützling Kranewitter, worüber Jenny in seinem »Tiroler Wastl« lauthals Klage führte⁴³⁾. Im »Verein der Tiroler Schriftsteller« fielen ideologische Schranken zugunsten einer anvisierten Standesvertretung, die freilich kaum wirksam werden konnte und schon nach kurzem Bestehen führerlos dahinsiechte. Erst 1914 wurde der Papierexistenz dieser Vereinigung ein Ende bereitet⁴⁴⁾.

Ein vereinsmäßiges JUNGTIROL ist also nach 1903 nicht mehr anzunehmen. Dies mag damit zusammenhängen, daß der »Scherer« — der ja doch die eigentliche Basis für die »Gemeine Jungtirol« und ihre Mitglieder abgegeben hatte — Stück für Stück außer Landes gebracht wurde⁴⁵⁾, auch ist eine gewisse Vereinsmüdigkeit nicht unwahrscheinlich. Die Anthologie »Bergbrevier«, die 1905 von Arthur von Wallpach herausgegeben wurde, gibt ein Beispiel dafür, wie diffus ein jungtirolisches Projekt geraten konnte. Beteteiligt waren an dieser Publikation neben Wallpach die erklärten Jungtiroler Anton Renk, Alexander Burckhardt und Paul Rossi sowie Karl Dallago, der sich inzwischen in diesem Kreis eingefunden hatte. Das »Bergbrevier« wollte 'jungtirolisch' sein: in unverkennbar programmatischer Absicht steht Renks Gedicht »Jung-Tirol« am Anfang der Sammlung. Auf den bei Renk meist zu findenden Natureingang, der die Schönheiten Tirols schildert, folgt die rhetorische Frage: »Und dieses Land soll keinen Dichter haben/ Der fernhin schleudert jenen

Firnenbrand?⁴⁶⁾ Doch »Noch loht die Glut von den Rebellenhängen/Die unser Gilm der jungen Freiheit sang«,

Es stehen noch Tiroler in dem Leben,
Von denen Deutschland stolze Kunde weiß,
Die ihre Hände nach der Höhe heben,
Wo kühne Tat verlangt das Edelweiß.

[...]

Als unsern Pichler wir zu Grab getragen,
In unsern Herzen schworen wir den Eid:
Wir Jungtiroler wollen treulich tragen
Die alte Fahne in die neue Zeit.⁴⁷⁾

Der agitatorische Charakter, der Renks JUNGTIROL geprägt hatte und der auch hier wieder angedeutet ist, zeigt sich im »Bergbrevier« allerdings gebrochen. Renks Gedichten fehlt der kämpferische Gestus, lediglich Visionen mystischer deutscher Helden im Vormarsch gegen die wälsche Gefahr lassen noch den Streiter für Tirols Deutschstum erkennen. Ähnliches gilt für Burckhardt, dessen Lyrik nun — anders als noch im »Scherer« — zu einem Verbal-Alpinismus gewendet ist; nur selten steigt er von den Bergeshöhen herab, um etwa die Kanzel kurz zu attackieren. Eine refugiale Höhenkunst zeichnet sich hier schon ab. Ungebrochen in seinem mit mittelalterlichem Trotz geführten Rassenkampf aber stellt sich der Herausgeber an den Schluß der Anthologie. »Saus nieder dann wie Wetterschlag/Du Arierkraft, du Gothenmut/Auf Mischlingsschwarm und Punierbrut«⁴⁸⁾, heißt es im ersten seiner Gedichte, das, wie die restlichen auch, eingesponnen ist in das für den Lyriker Wallpach dieser Zeit typische Gewebe aus Mythos, Bergen und Wäldern mit Geistern, Göttern und Helden — ein Pandämonium, bewußt in Kontrast gesetzt zu der immer schon negativ apostrophierten Großstadtwelt, denn ». . . wo der Riesenstädte/Träger Schlamm sich wälzt im Bette, /Ist vergiftet Fluß und Flut«⁴⁹⁾.

Es ist bezeichnend, daß gerade das arische Deutschtümlern sich am längsten hielt und das Prädikat 'jungtirolisch' noch prägte, als es längst keine Bewegung dieses Namens mehr gab. Das Intermezzo JUNGTIROL war spätestens mit dem endgültigen Eingehen des »Scherer« (1905) und dem Tod Renks (2.2.1906) beendet. Umso erstaunlicher ist es daher, daß im April 1907 eine neue Zeitschrift ans Licht trat, die eben dieses JUNGTIROL im Wappen führte: »Der Sturmbock. Jungtiroler illustrierte Halbmonatsschrift für Kunst und Laune«⁵⁰⁾. Herausgeber dieses Blattes war der ehemalige »Scherer«-Mitarbeiter Eduard Reichel, und die spontane Beteiligung der wichtigsten noch lebenden Mitarbeiter der Habermann'schen Schriftleitung ist mehr als stupend. Reichel versammelte fast alles, was im »Scherer« Rang und Namen gehabt hatte, um seine antisemitische Fahne und führte die — aus heutiger Sicht peinliche — Tradition des späten »Scherer« in seiner derb-plumpen Agitation fort. Interesse und Aufmerksamkeit verdient aber, was Karl Dallago in seinem polemischen Essay »Tirol und die deutsche Kunststadt« vorzubringen hatte. Der Essay richtet sich gegen das Münchener Literaturklima und den »Jugend«-Kreis; Dallago beklagt sich darin,

daß die Münchner »Jugend« sich heute mit Vorliebe eines toten Dichters Gilm annimmt, um dem »Dichterlande« Tirol zu huldigen und zugleich die lebenden Dichter besser totsichweigen zu können. Ich verweise hier auf die Lyrik der Jungtiroler, die man sämtlich nicht kennen will.⁵¹⁾

Dallago gelangt zu der bemerkenswerten Forderung »Los vom Papsttum deutscher Kunst! — Los von München!«⁵²⁾. Das ist doppelt pikant, da gerade JUNGTIROL sich anfänglich stark an der süddeutschen Metropole orientiert hatte. Die Angriffe gehen aber ziemlich sicher an die Adresse Rudolf Heinrich Greinz', der zwar nicht namentlich genannt wird, der jedoch die tirolische Korrespondenz für die »Jugend« besorgte und schon seit den Anfängen des »Scherer« von diesem attackiert worden war. Rudolf Greinz hatte sich seinerzeit auf die Seite Jennys geschlagen, was ihm die entsprechende Feindschaft der Jungtiroler eintrug. Die Polemik, die auch noch im »Brenner« gegen Greinz geführt wur-

de, wurzelt letztlich ebenfalls in diesen Kontroversen. Der »Sturmbock« selbst lebte freilich nicht lange; nach sieben Nummern erlag er dem eigenen Anachronismus im Juli 1907.

JUNGTIROL aber spukte noch immer durch die tirolische Kulturlandschaft. Im »Sturmbock« annoncierte ein »Selbstverlag Jungtirol«, der unter anderem Anton Renks »Gesammelte Werke« herausgab und auch das Œuvre anderer jungtirolischer Autoren — Hugo Greinz, Franz Kranewitter, Arthur von Wallpach — vertrieb. Buchbestellungen waren an die »Gemeine Jungtirol (!), Innsbruck, Innrain« zu richten. Es liegt nahe, dieses Aufblähern im Umkreis des »Sturmbocks« zu sehen — danach aber verliert sich die Spur JUNGTIROLs endgültig.

Seine Ideale lebten aber zum Teil weiter. Das alpine Erscheinungsbild der Literatur im »Föhn«⁵³) geht sicher auf die jungtirolische Heimatauffassung zurück — wie ja auch nach dem Verenden des »Sturmbocks« die letzten verwaisten Jungtiroler im »Föhn« eine publizistische Heimstätte gefunden hatten⁵⁴). Das Bodenständige der Kunst, das für den »Föhn« nicht nur von O.J. Bierbaum und M.G. Conrad gefordert wurde⁵⁵), ist in dieser Form letztlich jungtirolisch. Und die Wertschätzung für das Programm einer tirolischen Provinzkunst auch in ernstzunehmenden Kreisen bezeugt das Bemühen Karl Röcks, der sich vom »Brenner« eben dieses erhofft hatte: bodenständiger Literatur europaweite Geltung zu verschaffen. Wir wissen, daß Fickers Zeitschrift eben diesen Regionalismus überwinden wollte und es auch tat; was daneben aber an 'Tirolischer Literatur' geschaffen wurde, entspricht zum großen Teil dem Schema der Heimat- und Höhenkunst.

Anmerkungen:

- 1) »Frühlieder aus Tirol«. Hrsg. von Adolf Pichler. Wien 1846 (1845). Der Almanach wurde von der Zensur 'entschärft' und verlor so seine Brisanz.
- 2) Am 18.9.1887 wohnte Schönerer einer Gründungsversammlung für den »Tiroler Bauernverein« im »Weißen Kreuz« in Innsbruck bei; am 18.3.1891 hielt er selbst eine große Agitationsversammlung für den »Deutschen Volksverein« im Innsbrucker Stadtsaal ab.
- 3) So in Johann Senns »Gedichten«, 1838, und vor allem in Hermann von Gilms »Jesuitenliedern«, 1843. Auch der junge Pichler befaßte sich mehrmals mit den Zillertaler Ereignissen.
- 4) Bei verschiedenen Zusammenkünften des »Schillerbundes«, der von 1863 bis 1872 bestand, wurde dies immer wieder herausgestrichen. Besonders deutlich wird die Verehrung für Schillers Protestantismus in Franz Lechleitners Buch »Wie ein Tiroler Bublein deutschnational wurde« (1893, anonym).
- 5) »Der Phönix. Zeitschrift für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde, Wissenschaft und Theater« wurde 1850-1853 von Ignaz Vinzenz Zingerle herausgegeben, Jahrgang II (1851) zusammen mit Tobias Wildauer. Das Blatt kann als niveauvollste periodische Publikation Tirols im 19. Jahrhundert gelten. (Vgl. Christian Schwaighofer: Literarische Gruppen in Tirol. masch. Diss. Innsbruck 1983, S. 106-123 und 483 f.).
- 6) Dieter Borchmeyer: Der Naturalismus und seine Ausläufer. In: Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Hrsg. v. Viktor Žmegač. Bd. II/1 (1848-1918), Königstein/Ts. 1980, S. 223.
- 7) Der Almanach »Jung-Tirol« führte »modern« im Untertitel, Simon Marian Prem bemerkte in seiner Rezension des Almanachs zu Hugo Greinz' Erzählung »Ein Begegnis«: »Im übrigen finden wir hier die echten Requisiten der Moderne, auch das arme gute Mädchen der Halbwelt ist da.«; Anton Renk schien ihm »echt modern« und Kranewitters »Um Haus und Hof« nannte er »ein modernes Sittenbild von großer unerbittlicher Energie« (in: Montags-Zeitung, Graz, 1. Jg. Nr. 3 vom 13.2.1899). Interessant auch ein Brief Renks an Prem vom 11.2.1896, der sich im Renk-Nachlaß des Forschungsinstituts »Brenner-Archiv« befindet: »Anbei die Schneekönigin. Bitte besprechen Sie mir dieselbe recht eingehend. Moderner Realismus. Der Traum naturwissenschaftlich durch Außenweltvorgänge begründet. [...] Alpenländisches, süddeutsches Kleinstadtvolk. Hereinragen der sozialen Frage: (Kellnerinnen Elend). [...]«.
- 8) Besonders prägnant der Literaturbrief »Aus Linz« an die Wiener »Zeit«, in der Hermann Bahr eine Umfrage zum Thema Provinzkunst gestartet hatte (Greinz in Nr. 239, 29.4.1899, S. 76-78) und der Aufsatz »Provinz-literatur« im »Kyffhäuser«, 1. Jg. Nr. 1, April 1899, S. 16-17.
- 9) »Der Kyffhäuser«, 1. Jg. Nr. 12, März 1900, S. 375-377, hier S. 377.
- 10) Hugo Greinz: Provinzliteratur (Anm. 8).
- 11) »Der Kyffhäuser«, 1. Jg. Nr. 1, April 1899, S. 1 (Hugo Greinz: Geleitwort).

- 12) Hugo Greinz: Provinzliteratur (Anm. 8), S. 17.
- 13) ebenda.
- 14) Der Linzer »Pan« enthüllte eine Gedenktafel, Rudolf Heinrich Greinz besorgte eine neue Auswahl der Gedichte Gilms (1895).
- 15) Zum Thema »Pan« vgl. Schwaighofer (Anm. 5), S. 283-298. Nachweisliche Mitglieder dieses Vereines waren: Anton Renk, Franz Tafatscher, Hans Semper, Anton Niggli, J.C. Platter, Karl Newesely, Richard Eder, Bartolo del Pero, Franz Kranewitter, Arthur von Wallpach, Karl Habermann, Rudolf Christoph Jenny, Adolf Pichler, Ludwig und Angelika von Hörmann, Konrad Fischnaler, Hans Margreiter, Kunibert Zimmerer, Ludwig von Ficker, Frau Prof. Lantschner, Prof. Zösmair, Leon Haselsberger, Johann Leiß, Franz von Defregger, Mathias Schmid, August Pezzey, Anton Fischer.
- 16) Der Salzburger »Pan« wurde von Schullern, Hans Demel und August Brunetti-Pisano im Jahre 1897 gegründet. »Bedingung für die Aufnahme war irgend ein vorhandenes Maß schriftstellerischer, dichterischer, künstlerischer Publikation.« (Ludwig Praehauser: »Pan«. Unverbindliche Erinnerungen. In: Der Pegasus. Salzburger Dichter Almanach 1952. Salzburg 1951, S. 219-231, hier S. 219 f.)
- 17) Die Statuten des »Pan« wurden am 12.10.1898 genehmigt.
- 18) »Innsbrucker Nachrichten« Nr.283/1898 vom 13.12.1898, Beilage.
- 19) ebenda.
- 20) Karl Newesely: Erinnerungen an Anton Renk. In: Prem-Jahrbuch für Tirolische Literatur und Heimatkunde, 1.Jg. 1930, Innsbruck 1931, S.23-30, hier S. 25.
- 21) Vgl. Anm. 18.
- 22) Anton Renk: Tiroler Brief. In: »Der Kyffhäuser«, 1.Jg. Nr.1, April 1899, S. 28.
- 23) ebenda.
- 24) ebenda.
- 25) Der »Pan« veranstaltete eigene 'Gesellschaftsabende', kunsthistorische Vorträge, Musikdarbietungen und spezielle 'Damenabende', die sich alle reger Beteiligung erfreuten.
- 26) R.C. Jenny: Jungtirol. In: »Die Zeit« (Wien), XIX. Jg. Nr.235, 1.4.1899, S.10. Dieser Artikel gehört zu der schon erwähnten Bahr-Umfrage (vgl. Anm. 8).
- 27) ebenda.
- 28) ebenda.
- 29) (Arthur von Wallpach). In: »Der Scherer«, 1.Jg., 1899, Nr.2, S.2.
- 30) Näheres bei Schwaighofer (Anm. 5), S. 306-339.
- 31) (Arthur von Wallpach). In: »Der Scherer«, 1.Jg., 1899, Nr.6, S.7.
- 32) »Der Scherer«, 2.Jg., 1900, Nr.15, S. 13.
- 33) ebenda.
- 34) »Der Scherer«, 2.Jg., 1900, Nr.10, S. 1.
- 35) »Der Scherer«, 2.Jg., 1900, Nr.15, S. 13.
- 36) ebenda.
- 37) Jenny gab den »Tiroler Wastl«, ein antiklerikales Witzblatt, von März 1900 bis Dezember 1917 heraus; wie es scheint als Konkurrenz zum »Scherer«, um den Jenny nach eigener Meinung geprellt worden sei (vgl. Schwaighofer, Anm. 5, S. 351 f.).
- 38) Dazu nur einige Beispiele aus der »Mustersatzung der Scherergemeinen«, wie sie im Brenner-Archiv, Renk-Nachlaß, archiviert ist:
 »Die Scherergemeine [. . .] ist ein nichtpolitischer Verein, der die Belebung und Förderung deutschen Wesens, die Verbreitung und Festigung deutscher Weltanschauung mit Ausschluß jeder Politik als Hauptaufgabe betrachtet.« (Satz 1)
 »Diese Ziele sucht der Verein vor allem durch Wiedererweckung und Pflege germanischen Völkergeistes in arischer Lehre und Altväterbrauchtum zu erreichen [. . .].« (Satz 2)
 »Zur Mitgliedschaft sind Männer und Frauen deutschen Stammes — arischer Abkunft — nach erreichtem 16. Lebensjahre befähigt. [. . .].« (Satz 3)
- 39) Der neue Vorstand bestand aus: Hugo Greinz (Obmann), Paul Rossi (Obmannstellvertreter), Josef Philipp (Schriftwart), Albin Bauer (Säckelwart). Anton Renk — ehemed Obmannstellvertreter —, Karl Newesely und Hedwig Reichart wurden zu Beisitzern ernannt.
- 40) Einladung zum 1. Autorenabend der »Gemeine Jungtirol«, Bibliothek des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum, FB 8702/25-1.

- 41) »Lad = Brief« zu dieser Goethe-Feier in der Bibliothek des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum, FB 8702/24.
- 42) Hugo Klein: Alt-Innsbrucker Gaststätten. Innsbruck 1962 (= Schlern Schr.222), S. 19, und ders.: Künstlerisch-literarische Stammtische. In: H.K.: Alt-Innsbrucker Geschichten. Innsbruck o.J. (1972), S. 4.
- 43) Besonders in: Die Entlarvung Franz Kranewitters. Ein dunkles Kapitel aus der deutschen Schriftstellerwelt. In: »Der Tiroler Wastl«, 5.Jg., Nr. 206, 7.2.1904, S. 1 ff.
- 44) Franz Kranewitter mußte am 15.1.1914 'vor Amt' erscheinen und bezeugen, daß der Verein nicht mehr bestehe. Vgl. Schwaighofer (Anm. 5), S. 359 f.
- 45) Seit 1902 wurde der »Scherer« in Linz gedruckt. Wegen der horrenden Schulden der Oberösterreichischen Druck- und Verlagsanstalt gegenüber ging der »Deutschvölkische Schererverlag Innsbruck« Anfang Mai 1903 an diese Firma über. Im September 1903 wechselte auch der Herausgeber: Der Verein »Deutsche Presse für Österreich« übernahm das Blatt. Ende 1904 übersiedelte Habermann selbst nach Linz, die Schriftleitung blieb aber offiziell noch in Innsbruck; ab 1905 wurden Verwaltung und Redaktion nach Wien verlegt — ohne Habermann.
- 46) Anton Renk: Jung-Tirol. In: »Bergbrevier«. Innsbruck 1905, S. 4.
- 47) ebenda.
- 48) Arthur von Wallpach: Gothenblut. In: »Bergbrevier«, S. 118.
- 49) ders.: Reine Quellen. In: »Bergbrevier«, S. 142. Das Gedicht ist Peter Rosegger gewidmet.
- 50) Der »Sturmbock« erschien ohne Datumsangabe; Fischnaler notiert in seiner Chronik das Erscheinen des ersten Blattes mit dem 10.4.1907 (Innsbrucker Chronik III. Innsbruck 1930, S. 53).
- 51) »Der Sturmbock«, 1.Jg. Nr. 6, S. 3.
- 52) ebenda, S. 10.
- 53) »Der Föhn« wurde von Richard Wilhelm Polifka von Juni 1909 an herausgegeben, ab Nr. 12 des 1.Jg. 1909/10 zusammen mit Franz Kranewitter und Rudolf Brix. Zum »Föhn« vgl. Johann Holzner: Die Kunst- und Literaturzeitschrift »Der Föhn« (1909-1911). In: Untersuchungen zum »Brenner«. Festschrift für Ignaz Zangerle zum 75. Geburtstag. Hrsg. von Walter Methlagl, Eberhard Sauer mann und Sigurd Paul Scheichl. Salzburg 1981, S. 13-20, sowie Schwaighofer (Anm. 5), S. 378-388.
- 54) So z.B. Alexander Burckhardt, Arthur von Wallpach, Arnold Hagenauer, Hermann Greinz, Karl Dallago, Heinrich von Schullern.
- 55) Bierbaum in »Der Föhn«, 1.Jg. Nr. 1, S. 12; Conrad in Nr. 3, S. 78.

Erika Webhofer:

Zur Rezeption von Karl Kraus. Der Briefwechsel aus dem Nachlaß Albert Bloch — Michael Lazarus — Sidonie Nádherný

1. Albert Bloch und Karl Kraus

Der Nachlaß Albert Blochs und Michael Lazarus' — nach abgeschlossener Archivierung der wissenschaftlichen Benutzung im Forschungsinstitut »Brenner-Archiv« zugänglich — enthält Teile des Kraus-Nachlasses und zahlreiche Materialien mit Bezug auf Person und Werk von Karl Kraus.

Albert Bloch, geboren 1882 in St. Louis/Mo., studierte in Washington, St. Louis und New York Zeichnen und Malerei. 1908 kam er nach München und stellte einige seiner Gemälde auf zwei Ausstellungen der Künstlergruppe »Blauer Reiter« aus. Er blieb in Europa bis 1921 und hielt sich vor allem in München, aber auch in Paris, Berlin, Italien und der Schweiz auf. 1923 wurde er Professor, später Direktor des Department of Drawing and Painting an der Universität von Kansas/Lawrence.¹⁾

Während seines Europaaufenthaltes stieß Bloch auf das Werk von Karl Kraus. In seinem Exemplar der »Fackel« — jetzt in österreichischem Privatbesitz — steht in Heft 393-394 vom 7. März 1914 auf Seite 1 der Vermerk: »Mein erstes Heft der Fackel. Zuerst im Café gelesen und dann beim Buchhändler gekauft.« — Bloch blieb nicht nur ein großer Verehrer der »Fackel«, er setzte sich über Jahrzehnte mit dem Kraus'schen Denken auseinander. Ohne von Kraus namentlich genannt zu werden, schaltete er sich durch Zuschriften in so manche Sprachdiskussion in der »Fackel« ein. Als der »Leser aus Kansas« als Albert Bloch bekannt geworden war, kam es zu zahlreichen Kontakten mit Kraus nahestehenden Persönlichkeiten. Bloch übersetzte Kraus'sche Gedichte und Aphorismen ins Englische, die unter dem Titel »Poems« 1930 erschienen. 1940 kam es auf Veranlassung von Michael Lazarus zur Herausgabe eines Gedichtbandes »Ventures in Verse«, der neben Lyrik von Bloch neuere Übersetzungen von Gedichten, hauptsächlich von Kraus, enthielt.²⁾ Fast alle literarischen Arbeiten sowie zahlreiche Übersetzungen Blochs, z.B. die englische Nachdichtung von Lyrik Georg Trakls, blieben unveröffentlicht.³⁾

Zu einer persönlichen Begegnung zwischen Kraus und Bloch ist es nie gekommen, obwohl Bloch im Februar und März 1921 Kraus-Vorlesungen besuchte.⁴⁾ Dennoch geht aus Kraus' Kommentaren zu Blochs Zuschriften in der »Fackel« deutlich hervor, daß er Blochs Stellungnahmen hochschätzte und dem »unbekannten Leser« großes Wohlwollen entgegenbrachte.⁵⁾ Außerdem schreibt Bloch in einem Brief an Berthold Viertel vom 25.8.1942, Kraus habe ihn Ende 1935 oder Anfang 1936 einem Londoner Verleger als Übersetzer seiner Schriften vorgeschlagen, er, Bloch, habe allerdings abgelehnt. Kraus hat Blochs Übersetzungsversuche auf Empfehlung Theodor Haeckers⁶⁾ befürwortet und anerkannt, was im übrigen nicht zuletzt die Tatsache beweist, daß die Publikation dieser Übertragungen in der »Fackel« angekündigt wurde.⁷⁾

Diese 'geistige Verbindung' erklärt, warum im Nachlaß Albert Blochs zahlreiche für die Kraus-Forschung aufschlußreiche Materialien verwahrt werden. Zudem stand Bloch in enger Verbindung mit Michael Lazarus, der in die Vereinigten Staaten emigriert war: »Persönlich lernte ich ihn [Bloch] um 1939 in New York kennen. Eine enge Freundschaft entstand, die bis zu seinem Ableben im Jahre 1961 dauerte.«⁸⁾ Nach dem Erscheinen von »Ventures in Verse« begann ein Briefwechsel zwischen Bloch und Sidonie Nádherný⁹⁾, die damals noch auf Schloß Janowitz in der Tschechoslowakei, später jedoch in London lebte. »Sidonie Nádherný faßte bald so großes Vertrauen zu ihm [Bloch], daß sie 1947 begann, für den 'fernen Freund' planmäßig Auszüge aus Briefen von Karl Kraus herzustellen. Sie erzählte ihm ihre Geschichte.«¹⁰⁾ Über Frau Nádherný gelangten auch Schrift-

stücke wie ihre Erklärungen zu Widmungsgedichten von Kraus in Blochs Hände. Ihrer Korrespondenz mit Bloch ist die Rettung und Veröffentlichung der Briefe von Kraus an sie zu verdanken.¹¹⁾

Nach dem Tod Albert Blochs im Dezember 1961 befaßte sich Michael Lazarus, einer der Initiatoren des Aufrufs vom Mai 1931 zur Gründung eines »Theaters der Dichtung Karl Kraus«, mit dessen Nachlaß und übergab ihn dem Forschungsinstitut »Brenner-Archiv«. Im Zuge der im Jänner 1984 begonnenen archivalischen Aufbereitung stellte sich heraus, daß die Einrichtung einer 'Abteilung Sidonie Nádherný', die als Kraus nächststehende Person des Nachlasses für die Forschung von besonderer Bedeutung ist, sinnvoll war. Die 'Abt.SN' besteht aus jenen Materialien, die über Frau Nádherný zu Bloch gelangt sind, neben dem oben bereits Erwähnten z.B. eine umfangreiche Fotografiensammlung, zum großen Teil Porträts von Karl Kraus und Sidonie Nádherný, sowie die Korrespondenz Bloch-Nádherný, der an dieser Stelle mein Interesse gilt. Der übrige Nachlaß enthält u.a. Manuskripte literarischer Arbeiten von Bloch, Werner Kraft, Mechtilde Lichnowsky und Hildegard Jone. Die reichhaltige Korrespondenz Blochs mit verschiedenen Personen und Institutionen weist nahezu ausnahmslos wichtige Bezüge zu Karl Kraus auf.

2. Die Korrespondenz Albert Blochs — Bestand

Der im Brenner-Archiv liegende Briefwechsel aus dem Nachlaß Bloch/Lazarus repräsentiert sicherlich nur einen Teil der Bloch'schen Korrespondenz. So befinden sich z.B. im Nachlaß Theodor Haeckers im Deutschen Literaturarchiv in Marbach a.N. Autographen von Bloch sowie an die 15 Briefe an Karl Kraus im Kraus-Archiv der Wiener Stadtbibliothek.¹²⁾ Was im Besitz der Witwe von Albert Bloch ist bzw. was an anderen Stellen verwahrt wird, ließ sich für diesen vorläufigen Bericht noch nicht feststellen. Obwohl bisher nicht im einzelnen belegbar, hat wahrscheinlich Michael Lazarus nach Blochs Tod die vorliegenden Korrespondenzen ausgesondert, wobei wohl eine systematische Auswahl von Briefen mit Bezug auf Kraus erfolgt ist.

Neben den 154 als handschriftliche Skizzen erhaltenen Briefen von Bloch befinden sich im Material des Brenner-Archivs insgesamt 484 meist handschriftliche Briefe bzw. Post- oder Ansichtskarten von 46 verschiedenen Absendern. Der Briefwechsel umfaßt eine Zeitspanne von nahezu 40 Jahren (von ca. 1923 bis 1960). Dem Umstand, daß Bloch die erste Niederschrift seiner Briefe zu behalten und eine Reinschrift davon abzuschicken pflegte, ist es zu verdanken, daß zumindest ca. ein Drittel seiner Briefe an den im Nachlaß vertretenen Empfängerkreis heute inhaltlich zugänglich ist; sie gehen an 24 verschiedene Adressaten, die ihrerseits alle als Briefautoren im Nachlaß aufscheinen. Bis auf wenige Ausnahmen wird Bloch auch die Briefe der übrigen Briefautoren des Nachlasses — möglicherweise ohne Herstellung einer Briefskizze — beantwortet haben.

Gelegentliche Anmerkungen Blochs auf den Briefskizzen wie »in der Abschrift leicht« oder »stark verändert« geben Hinweise bezüglich möglicher Differenzen der einzelnen Brieffassungen. Aufgrund der Verbindungen, die bei der Rekonstruktion der fehlenden Briefdatierungen hergestellt werden konnten, kann man annehmen, daß Bloch zumindest die Briefe dauerhafter Partner weitgehend vollständig aufbewahrte. Von den 46 Briefautoren konnten nur zwei nicht eindeutig identifiziert werden. Die Namen eines wesentlichen Teils von Blochs Briefpartnern sind der Kraus-Forschung bestens bekannt, so z.B. Karl Jaray, Helene Kann, Werner Kraft, Richard Lányi, Mechtilde Lichnowsky und Oskar Samek; andere Absender sind allgemein bekannt, z.B. Carl Dallago, Ludwig von Ficker, Ernst Krenek und Berthold Viertel. Doch auch jene Briefpartner, die man nicht allein aufgrund ihres 'klingenden Namens' mit Karl Kraus in Verbindung bringt, weisen durchaus interessante Bezüge zum Herausgeber der »Fackel« auf.

Ein beträchtlicher Teil der Bloch-Korrespondenzen (28 Briefe an Bloch) erfolgte in englischer Sprache. Die 121 Briefe von Mechtilde Lichnowsky an Bloch sind gemischt in Englisch und Deutsch verfaßt, wobei die Länge der deutschen Passagen von Brief zu Brief stark differiert. Obwohl in sprachlichen Belangen als durchaus puristisch zu bezeichnen, paßte sich Bloch in den 3 von ihm erhaltenen Schreiben dieser Eigenheit der Briefe Lichnowskys an. Bloch schrieb ein auch für deutschsprachige Maßstäbe überdurchschnittlich gutes Deutsch.

3. Der Archivierungsmodus

Wie die übrigen im Forschungsinstitut »Brenner-Archiv« aufbewahrten Handschriften wurde auch der Nachlaß Bloch/Lazarus nach den Richtlinien der Handschriftensammlung der Österreichischen Nationalbibliothek¹³⁾ mit entsprechenden, auf die speziellen Gegebenheiten des Brenner-Archivs abgestimmten Änderungen und Verfeinerungen geordnet. Die einzelnen Materialien, in Sachgruppen wie Manuskripte, Briefe, Dokumente u.v.m. gegliedert, können vom Benutzer nach abgeschlossener Katalogisierung erschlossen und eingesehen werden. Wie in allen Sachbereichen üblich, sind auch die Briefe (Sachgruppe 'Autographen') zuerst nach Autoren und erst in zweiter Linie chronologisch in Mappen gelegt, um die Provenienz auf den ersten Blick sichtbar zu machen. »Die Ordnung nach den Korrespondenzpartnern entspricht dem alphabetischen Prinzip der Autographenkataloge, das sich bewährt hat, da als häufigste Frage jene nach Briefen von oder an eine Persönlichkeit an Handschriftenabteilungen herangetragen wird.«¹⁴⁾ Jedes Briefdokument wird mit der Standortsignatur des Nachlasses in den Katalog aufgenommen, und zwar innerhalb des Nachlasses Bloch/Lazarus mit der Ordnung: 1. Briefe an Bloch (alphabetisch); 2. Briefe von Bloch; innerhalb des Nachlasses Bloch/Lazarus Abt.SN: 1. Briefe an Nádherný; 2. Briefe von Nádherný (mit einer zusätzlichen Kategorie 'Karl Kraus', da eine Gruß-Ansichtskarte von Kraus an Leopold Liegler aus Schloß Janowitz vom 4. September 1917 über Frau Nádherný in den Bloch-Nachlaß gelangt ist). Alle Autographen sind somit nach Autoren mit Angabe von Adressat, Datum, Ort und Briefumfang aus dem Katalog zu erschließen. Die fehlenden Datierungen ließen sich bis auf wenige Ausnahmen rekonstruieren.¹⁵⁾ Durch die Methode des Querverweises können dem Katalog auch Sekundärsender, z.B. Mitunterzeichner eines Briefes, in Briefen integrierte und so überlieferte Werkmanuskripte, z.B. Gedichte, Gedichtfassungen oder Übersetzungsversionen (beispielsweise in Blochs Briefwechsel mit Werner Kraft von großer Bedeutung) und Briefbeilagen, z.B. solche, die aus konservatorischen Erwägungen vom Brief getrennt gelagert werden müssen, entnommen werden.

4. Die einzelnen Korrespondenzen Albert Blochs

Dieser Archivierungsmodus kommt der Kraus-Rezeptionsforschung dann entgegen, wenn gezielt nach Äußerungen bestimmter Korrespondenzpartner gesucht wird oder wenn man ausschnittsweise an Material eines bestimmten Zeitraumes interessiert ist. Ist dies nicht der Fall, sondern soll ein Gesamtbild der Rezeptionsweise im Umkreis Albert Blochs gegeben werden, wird man den Briefwechsel des Nachlasses als eine Sammlung betrachten können, die nach anderen Kriterien günstiger gegliedert werden kann. So ist eine zunächst grobe Kategorisierung — geschäftliche Briefe, intensive Privatkorrespondenz, Briefe von Unbekannten, familiäre Korrespondenz (nur 1 Brief einer nicht identifizierbaren Verwandten Blochs, der wahrscheinlich aus Versehen in die Sammlung aufgenommen wurde) — möglich und sinnvoll.

4.1. Briefe Unbekannter

Durch seine Beschäftigung mit Karl Kraus und durch die in der »Fackel« bewiesene Kompetenz in sprachlichen Fragen war Albert Bloch einem interessierten Kreis von Zeitgenossen bekannt und, nicht zuletzt weil er Amerikaner war, zu einer gewissen Autoritätsfigur geworden.

So you are, by no manner of means, unknown to me and I may say that I formed a kind of picture of the »man from Kansas« who could grasp and express the fundamental meaning of the work done by Karl Kraus — at a time when millions and millions of Germans refused to listen to him. I was grateful to that man far away for his loyalty to a genius who was attacked and despised by his own people, blind and hateful.

(Hubert Breitenbach, Lüneburg, 24.10.1948)

Diese Briefstelle eines Freundes von Werner Kraft, dem Bloch ein Geschenk — vermutlich das Buch »Ventures in Verse« — geschickt hatte, ist ein Beispiel für das Bild, das viele von Bloch zu haben schienen, ohne ihn persönlich zu kennen oder auch nur viel von ihm zu wissen. Eine in die Vereinigten Staaten emigrierte Jüdin, die mit einem Sprachproblem an Bloch herangetreten und über das tatsächliche Eintreffen seines Antwortschreibens überrascht war, bemerkt:

Hätte ich gewußt, daß Sie nicht bloß ein Symbol sind, daß »in sprachverlass'nen Zeiten«, wo nur mehr Elefanten die Weltmeere überfliegen, ein Handschreiben von Ihnen zu haben ist, ich hätte die Gelegenheit besser genutzt.

(Olga Naschauer, Junction City, 15.1.1948)

Vor allem nach dem Juli 1936 war Bloch zur Symbolfigur eines seltenen Kraus-Verständigen gewachsen und weckte bei zahlreichen Kraus-Anhängern ein Gefühl der Zugehörigkeit zu den »wenigen anderen«, die mit Kraus in einer ungeheuerlichen Zeit den Untergang von Kultur und Menschentum erkannt zu haben glaubten.

Die empfundene Isolation vieler und vor allem jüdischer Kraus-Freunde war wohl in etlichen Fällen der Anlaß, unbekannterweise ein Schreiben an Bloch zu wagen. Sei es, daß junge Dichter ihre Versuche dem kompetenten Urteil Blochs vorlegten,¹⁶⁾ sei es daß eine junge Wissenschaftlerin für ihre geplante Dissertation über Karl Kraus bei Bloch Informationen einzuholen hoffte,¹⁷⁾ es geschah durchwegs mit dem Hinweis darauf, gemeinsam mit Bloch zu den wenigen Kraus-Verehrern und -Verständigen zu gehören.

Daß Bloch solche Briefe nicht immer mit Freuden empfing, sondern sie zuweilen als unzumutbare Belastung und plumpe Annäherung empfand, bezeugen einige seiner Antwortschreiben.¹⁸⁾ Der Brief eines ihm Unbekannten, in welchem auf seine Übersetzung von 1930 mit äußerst lobenden Worten Bezug genommen wird, ist mit einer Reihe von Randbemerkungen aus der Handschrift Blochs versehen, die scharfe Kritik an der Rezeptionsweise des Schreibers, an dessen Umgang mit dem Andenken von Karl Kraus, ja sogar an dessen Handschrift üben (Frederick Artmann, Trenton, New Jersey, 19.12.1946). Eine Antwort Blochs auf diesen Brief befindet sich nicht im Nachlaß und ist wahrscheinlich auch tatsächlich nicht erfolgt. Bei ihm offensichtlich unangenehmen Schreiben beauftragte Bloch auch zuweilen sein Sekretariat oder Anna Francis,¹⁹⁾ die Antwortpflicht in seinem Namen zu erfüllen, was wohl als Distanzierungsversuch zu werten ist.²⁰⁾

4.2. Jüdische Emigranten

Unter den Briefen der zwanzig unbekanntenen Personen, die mit verschiedensten Anliegen an Albert Bloch herantraten, stechen die Briefe von fünf »Fackel«-Lesern — quasi als eigene Briefsorte und als eindrucksvolles Zeitdokument²¹⁾ — hervor. Es handelt sich dabei um Bittbriefe deutscher bzw. österreichischer Juden, die sich in ihrem Vorhaben, in die Vereinigten Staaten zu emigrieren, Hilfe von Bloch erhofften.²²⁾

Die Briefe stammen alle aus dem Zeitraum Februar bis Mai 1938, ebenso die als Briefskizzen erhaltenen Antwortschreiben Blochs.²³⁾ Die Antwort auf einen der Bittbriefe ist ent-

weder nicht erfolgt oder verloren gegangen.

Obwohl ich bis jetzt noch keinen Anlaß hatte, in brieflichen Verkehr mit Ihnen zu treten, gestatte ich mir doch, eine große persönliche Bitte im eigenen Namen und im Namen eines Freundes an Sie zu richten. Den Mut dazu gibt mir die Erinnerung an die tiefe Anteilnahme, welche Sie immer dem großen Werk des vor kurzem gestorbenen Meisters der deutschen Sprache entgegengebracht haben.

(Walter Bauer, 6.4.1938)

Soweit der Beginn des Briefes eines jungen Juristen, der von Bloch Auskünfte über Arbeitsmöglichkeiten für sich und seinen Freund in den USA zu erhalten hoffte. Der Brief schließt mit folgenden Worten:

Zum Schluß bitten wir Sie noch um Entschuldigung, daß wir uns mit einer so anspruchsvollen Bitte an Sie gewagt haben. Doch warum sollte es nicht möglich sein, daß einmal eine rein geistige Verbundenheit, der doch so oft die Realität abgesprochen wird, auch sichtbare und fühlbare Wirkungen erzeugt?

»Geistige Verbundenheit« bezieht sich auf die gemeinsame Verehrung des »Meisters«, auf das gemeinsame Interesse für die »Fackel« und für Sprach-Probleme. Darüber hinaus meint »geistige Verbundenheit« aber wohl auch eine geistige Haltung allgemein. Wer, so scheint Walter Bauer sagen zu wollen, Kraus liebt, muß in einer bestimmten Art geraten sein, muß als Vertreter eines Geistes gesehen werden, der sich vom 'Geist der Zeit' abhebt.

Dies ist der zentrale Rezeptionshintergrund aller Bittbriefe. Die Berufung auf Karl Kraus ist mehr als nur der Versuch, eine persönliche Verbindung herzustellen. Sie ist zugleich Berufung auf eine gemeinsame Einstellung zu den Ereignissen und Werten der Zeit und auf eine gemeinsame, daraus resultierende Verantwortung.

Obwohl Blochs Teilnahme an der Situation der jüdischen Emigranten sicher ernst zu nehmen war,²⁴⁾ konnte er kaum tatsächlich helfen, mußte er sich auf einige Ratschläge beschränken und im übrigen auf das amerikanische Konsulat in Wien verweisen. Bei aller Höflichkeit läßt der Ton einiger Bloch-Briefe nicht überhören, daß er diesen Fremden aber nicht immer allzu große Sympathie entgegenbringen konnte. Die 'Verbundenheit im Geiste Kraus' — an anderer Stelle von Bloch selbst ebenso beschworen — vermochte nicht alle inneren Widerstände zu überwinden, so z.B. nicht den Widerstand, den Bloch ganz offensichtlich angesichts des 'geschäftigen' Schreibens des Wiener Geschäftsmannes Stein (vgl. Anm. 23) verspürte. Doch mag gerade dies im 'Geiste Kraus' geschehen sein.

Tatsächlich eingegriffen hat Bloch, wie der Briefwechsel in der Angelegenheit des damals in Berlin lebenden Hanns Fischer bezeugt, in einem der Fälle. Im Gegensatz zu den anderen ist von Fischer bekannt, daß er wirklich emigrieren konnte, wenn auch zunächst nicht in die USA, sondern nach Bolivien. Auf Anregung der Kraus-Nichte Erny Pollinger hatte Hanns Fischer Bloch gebeten, beim amerikanischen Department of State seinen Visumsantrag zu befürworten, was dieser zuerst 1939 und dann ein zweites Mal im Juni 1944²⁵⁾ auch tat. Zwischen Fischer und Bloch entstand ein nicht nur die Emigration betreffender Briefwechsel,²⁶⁾ der allerdings zum großen Teil verloren gegangen ist. Die Sympathie, die Bloch Hanns Fischer entgegenbrachte, ist nur teilweise dem Intervenieren Frau Pollingers zu verdanken, wie aus Blochs erstem Schreiben hervorgeht,²⁷⁾ in dem er von »einem ergreifenden und mich so herzlich erfreuenden Brief« Fischers spricht. Fischer antwortet:

Das ist seltsam . . . mitten in unvorstellbarer geistiger und seelischer Öde wird die Vergangenheit lebendig und das Dunkel zwar nicht mehr durch den Glanz einer Fackel, aber durch ihren milden Abglanz erleuchtet. Lassen Sie mich Ihnen wiederum dafür danken, für dieses lux ex occidente, Ihnen, dem ich mich nicht bloß durch die wenigen Zeilen, die wir gewechselt haben, sondern mehr noch durch die vielen unausgesprochenen, unaussprechbaren, in denen eine gemeinsame Gesinnung und damit ein Teil des Lebens beschlossen liegt, verbunden fühle.

(Hanns Fischer, Berlin, 26.2.1938)

Die hier erwähnten Beispiele scheinen mir anzudeuten, daß Bloch wohl zwischen 'echter und unechter Verbundenheit im Geiste Kraus' unterschied. Wo er überzeugt war, daß ehrliche Bewunderung und tatsächliches Verständnis für das Kraus'sche Werk vorlag, war er nicht nur bereit zu helfen, sondern auch sich selbst zu öffnen. Dafür spricht auch, daß er mit einer Reihe von Kraus-Freunden eine z. T. sehr innige Beziehung aufbauen konnte.

4.3. Privatkorrespondenz

Die Privatkorrespondenz mit sechs Karl Kraus persönlich bzw. geistig Nahestehenden ist nicht nur der weitaus umfangreichste Teil des Briefwechsels aus dem Nachlaß Bloch/Lazarus (insgesamt 409 Briefe an Bloch, 139 Briefe von Bloch), sondern zweifellos auch der in Hinblick auf die Rezeption von Kraus ergiebigste. Alle diese Korrespondenzen beginnen aus einem Anlaß, der mit Kraus in Zusammenhang steht. Wenn sich auch mit zunehmender Dauer des jeweiligen brieflichen Austausches die Themen der Briefpartner z.T. vom Thema Kraus weit entfernen — d.h. Blochs persönliches Verhältnis zu den Partnern 'emanzipiert' sich vom Verbindungsglied Kraus —, so bleibt die gemeinsame Verehrung für den »Meister« implizit doch stets spürbar.

Während Blochs Gespräche mit Werner Kraft, Ernst Krenek und Erny Pollinger stark intellektuellen bzw. sachbezogenen Charakter haben, bewegen sich jene mit Hildegard Jone, Mechtilde Lichnowsky und Sidonie Nádherný auf mehr emotionaler Ebene und geben so über die Alltagssituation der Beteiligten viele der Forschung noch unbekanntes Aufschlüsse. Dennoch wäre eine in diesem Sinne vorgenommene Kategorisierung und Pauschalisierung fehl am Platz, da jeder einzelne dieser Briefwechsel in seiner Eigenart einer fundierten Analyse bedarf. Gerade weil Karl Kraus nicht immer explizites Thema der Briefe ist — obwohl solche Passagen wohl den größten, weil eindeutigsten Informationswert haben —, müßte das Ganze der Aussagen und damit auch ihre Töne und Stimmungen interpretiert werden, um ein differenziertes Bild der Kraus-Rezeption geben zu können.

Folgende Tabelle macht die quantitativ sehr unterschiedliche Materiallage und die zeitliche Dauer der privaten Briefwechsel sichtbar. Die teilweise überraschend geringen Zahlen der Bloch-Briefe bedeuten keineswegs, daß die Korrespondenz, z.B. im Falle Lichnowsky und Jone, einseitig verlief: Aussagen in den Briefen bezeugen, daß der Großteil der Bloch-Briefe nicht in den Lazarus-Nachlaß gelangt ist.

	erster Brief ²⁸⁾	letzter Brief	Zahl der Briefe insg.
Kraft	Hannover, 19. 3.1933	Jerusalem, 28.11.1955	138
A.B.	31. 3.1933	23. 7.1942	57
Krenek	Wien, 22.12.1936	Estes Park/Col., 18.8.1943	29
A.B.	[wahrsch. 26. 8.1938]	22.10.43	19
Pollinger	Wien, 3. 7.1936	New York, 26.1.1943	12
A.B.	17. 7.1936	[nach 9.4.1938]	7
Jone	Purkersdorf, 1. 6.1935	Purkersdorf, Ps. 27.11.1961	57
A.B.	3. 1.1936	23.4.1939	6
Lichnowsky	Cap d'Ail, 18.11.1930	London, 26.2.1956	121
A.B.	17. 6.1931	[wahrsch. 19.3.1948]	3
Nádherný	Janowitz, 1.10.1947	Middlesex, 20.8.1950	52
A.B.	13. 9.1947	3.6.1949	47

4.3.1. Werner Kraft

Der Philologe, Essayist und Lyriker Werner Kraft war zur Zeit seines ersten Briefes an Bloch 1933 wissenschaftlicher Bibliothekar in Hannover.²⁹⁾ Unter Berufung auf die gemeinsame Bewunderung für Karl Kraus bat er, der seine Emigration vorbereitete, Bloch um Informationen über Arbeitsaussichten in Amerika, doch Bloch sah sich seiner »Anfrage gegenüber völlig rat- und hilflos«, er vermochte ihm bloß einige wohlmeinende Hinweise zu geben (Bloch, 31.3.1933).

Dieses erste Schreiben Blochs enthält einen kurzen Exkurs über die Judenfrage,³⁰⁾ welcher eine sich über mehrere Briefe erstreckende Diskussion zwischen Bloch und Kraft, »der erst durch Hitler zu der Erkenntnis gezwungen wurde, daß er ein Jude war und kein Deutscher«,³¹⁾ entfacht.

Ich vermag die Verworfenheit des Judentums nicht mehr von der Verworfenheit der Welt zu unterscheiden [. . .]. Das eigentlich Furchtbare der Judenfrage sehe ich darin, daß sie eine *dämonische* ist, d.h. eine solche, deren absolute Unlösbarkeit die Menschheit immer wieder mit dem Schein der Möglichkeit narrt, sie lösen zu können. (Kraft, Hannover, 14.5.1933)

Bloch hatte den »Nationalismus«, »trete er nun als Nazitum oder Judentum auf«, angeprangert (31.3.1933).

Mit diesem Diskussionsthema wird nicht nur eine ganze Reihe sachlich-persönlicher Auseinandersetzungen eingeleitet; als Thema, mit welchem sich auch Kraus beschäftigt hatte,³²⁾ signalisiert es einen intellektuellen Zusammenhang, der den ganzen Briefwechsel hindurch bestehen wird. Werner Kraft war, ähnlich wie Bloch, ein Leben lang von Kraus begeistert; Kraus war ihm »oberste moralische Instanz« und »der immerwährende Gegenstand seines Nachdenkens und seiner Verehrung.«³³⁾ Kraft selbst meint in einem der ersten Briefe an Bloch: »Es gibt keinen Menschen, der in Wort und Wesen eine so tiefe Wirkung auf mich geübt hat und übt wie K.K.« (Hannover, 14.5.1933). Kraft stand mit Kraus »(d.h. mit dem Herausgeber der Fackel)«³⁴⁾ phasenweise in Briefwechsel.

Obwohl Bloch und Kraft auf sachlicher Ebene durchaus nicht immer einer Meinung waren und die Briefe zwei sehr verschiedene Charaktere ausweisen, war das vom ersten Moment an einander entgegengebrachte menschliche Verständnis nicht zu erschüttern. Einer der ersten Sätze, die Bloch an Kraft schrieb, ist richtungweisend: »Denn wer Karl Kraus und seinem Werk so herzlich zugetan ist, wie Sie es zu sein scheinen, dem ist meine Sympathie gewiß.« (31.3.1933)

Der Briefwechsel Bloch/Kraft ist eine dichte Sammlung von Aussagen fundierter Kenner des Kraus'schen Werkes.³⁵⁾ Um nur ein Beispiel zu nennen, werden Kraus' Shakespeare-Übersetzungen und -Bearbeitungen bis ins Detail analysiert und kommentiert. Die Korrespondenz dokumentiert auch die rege Auseinandersetzung beider Beteiligten mit dem deutschsprachigen Schrifttum und der Weltliteratur. Ein wesentliches Moment ist die Bloch'sche Kritik an den literarischen Arbeiten Krafts (Aufsätze, Übersetzungen und eine Reihe von Gedichten), die in ihrer Akribie, welche dem kleinsten sprachlichen Teil größte Bedeutung zumißt, die Wirkung Kraus'schen Sprachbewußtseins erkennen läßt. Inwieweit der Kunstbegriff Blochs und Krafts, über den die Briefe ebenfalls Aufschlüsse geben, vom Denken Kraus' beeinflusst ist, wäre im einzelnen zu untersuchen. Die nicht selten zur Sprache kommenden politischen Themen — auch sie für die Kraus-Rezeptionsforschung interessant — relativieren den Eindruck, die Lebensweise der Briefpartner bestehe ausschließlich in intensiver intellektueller Tätigkeit in Abgeschiedenheit.

Die Korrespondenz Bloch/Kraft ist aufgrund der zahlreichen Bezüge, Anspielungen und Anmerkungen nicht immer leicht lesbar. Ihre Dauer von mehr als 20 Jahren erfordert ein Einbeziehen der wechselvollen politischen Weltereignisse, der Lebensveränderungen Werner Krafts (Emigration über Schweden und Frankreich nach Palästina) und der verschiedenen Bemühungen um Werk und Nachruf von Karl Kraus.

So all ich geworden bin, das Staunen habe ich mir in diesen achtunddreißig Jahren noch nicht abgewöhnen können, und in dieses Staunen beziehe ich nun mein Verhältnis zu Ihnen wie auch Ihres zu mir ein. (Kraft an Bloch, Paris, 23.5.1934)

4.3.2. Ernst Krenek

Der Briefwechsel Blochs mit Ernst Krenek ist nicht nur aufgrund seines wesentlich geringeren Umfangs, sondern auch was seine zwischenmenschliche und fachliche Intensität anbelangt, dem mit Werner Kraft nur schwer vergleichbar. Obwohl das Interesse für die Kunst und die Liebe zu Karl Kraus freundschaftlich verbindend wirkten, ist es vermutlich nicht zuletzt Blochs Überlastung mit Korrespondenzen und Kreneks vielseitiger beruflicher Beschäftigung zuzuschreiben, daß die Briefe vergleichsweise sporadisch und ober-

flächlich bleiben mußten.

Der zur Zeit des Todes von Kraus 36 Jahre alte, in Wien gebürtige Komponist und Schriftsteller Krenek mußte Bloch aus der »Fackel«³⁶⁾ seit 1929 bzw. durch seine erfolgreiche Oper »Jonny spielt auf« (1925/26) bekannt gewesen sein. Krenek gehörte, zumindest zeitweise, zum Café-Stammtisch von Karl Kraus.³⁷⁾ Ca. 1936 erwog er die Emigration, um, wie es in seinem ersten Brief an Bloch heißt, »Tätigkeits- und Lebensmöglichkeiten zu suchen, die mir hier unzugänglich sind, so daß meine Existenz nach und nach problematisch wird« (22.12.1936). Krenek bedankte sich in diesem Brief dafür, daß Bloch in einem Schreiben an Willi Reich, welches sich im Nachlaß Bloch/Lazarus befindet, seinen Nachruf »Erinnerung an Karl Kraus«³⁸⁾ lobend erwähnt hatte. Dieser Nachruf sei, wie Bloch an Reich schreibt und dieser an Krenek weitergibt, der einzige unter allen ihm bekannten, den er »ohne die leiseste Spur von Mißmut« gelesen habe (4.12.1936).

Um Krenek bei der Auswanderung zu helfen, verwies Bloch ihn an Arnold Schönberg, der in den USA lebte. Wie er es auch in anderen Fällen tat, riet er ihm, »einem sensiblen und geistigen Menschen«, jedoch: »Meiden Sie dieses Land! Lieber in Europa verhungern, als hier verschmachten.« (Ende Januar 1937) Die Abscheu, die er dem Lebensstil der eigenen Landsleute gegenüber empfand, wird an zahlreichen Stellen der im Nachlaß verwahrten Briefe zum Ausdruck gebracht. Krenek ging kurz darauf dennoch in die USA, von wo aus er den Briefwechsel mit Bloch, der ihm auch einige beruflich nützliche Kontakte verschaffen konnte, fortsetzte. Im Januar 1939 kam es zu einer persönlichen Begegnung in Lawrence, worauf Krenek schreibt:

Es war für mich ein sehr eigenartiges Erlebnis, durch Sie nach so langer Zeit und an so unerwartetem Ort wieder an jene Stimme gemahnt zu werden, die mich in den entscheidenden Jahren meines Lebens in entscheidender Weise beeinflusst hatte.

(Santa Fe, 1.2.1939)

Das Schreiben ist ein Legitimationsversuch Kreneks vor dem »Ideenkreis von Karl Kraus«, dem »in so reiner Weise nachzuleben« Bloch gelungen sei.

Die folgenden Briefe dokumentieren die brotberuflichen (als Musiklehrer) und freischaffenden Tätigkeiten Kreneks in den ersten Jahren seines Exils bis 1943. Die weiterbestehende Präsenz von Karl Kraus zeigt sich in dem gegenseitigen Austausch über die Verbindung Blochs und Kreneks mit Oskar Samek und Helene Kann. In einem Brief an Bloch vom 8.3.1940 äußert Krenek die Idee, das Karl Kraus-Archiv nach Amerika zu bringen, da es dort materiell sicherer wäre.

4.3.3. Erny Pollinger

Mit folgenden einleitenden Worten bittet Erny Pollinger Albert Bloch in ihrem ersten Brief vom 3.7.1936 um die Zusendung von in amerikanischen Zeitungen erschienenen Nachrufen auf Kraus:

The world in general and I in particular are indebted to you for one of the great masterpieces in translation of modern poetry, the translation of the late Karl Kraus' poems.

Being his niece as well as one of his most ardent admirers and a great lover of the English language besides, I feel especially grateful to you for having made it possible for me to enjoy the subtleties of his lyrics in my beloved English.

Eine herzliche, wenn auch nicht umfangreiche, Korrespondenz mit Bloch entsteht, der den »unerwarteten Kontakt« mit »jemandem, der ihm angehörte«, dankbar begrüßt.³⁹⁾ Hervorzuheben ist dabei besonders Erny Pollingers ausführlicher Brief vom 17.6.1937, in welchem sie Blochs Wunsch, über die Familienverhältnisse von Kraus zu erzählen, nachkommt. Interessant ist auch ihre Einschätzung der Freunde von Kraus, welche das gespannte 'Klima' im engsten Freundes- und Verwandtenkreis des Verstorbenen andeutet:

Einzelnen genommen sind sie ja gewiß alle wertvolle Menschen, denn sonst hätte er sie ja, wie Sie richtig schreiben, seiner Freundschaft nicht würdigen können, aber so im Allgemeinen müssen sie einem ja irgendwie unzulänglich

vorkommen, wenn man sie an IHM mißt.
(17.6.1937)

Vor allem Helene Kann — »she is *not* what I would call 100 %« — ist Objekt einiger feindseliger Äußerungen,⁴⁰⁾ welche über die Schwierigkeiten in der Regelung der Kraus'schen Erbschaft Aufschluß geben.

Erny Pollinger — in Wien verheiratet mit dem Amerikaner Jules Pollinger — vergleicht auf die Frage Blochs, ob sie nicht nach Amerika gehen wolle, ihre Österreich-Verbundenheit mit der von Karl Kraus und verneint die Frage in aller Entschiedenheit.⁴¹⁾ Wenige Monate später zwingt die politische Lage sie und ihren Mann dennoch zu dem Entschluß, der »Hölle« zu entfliehen⁴²⁾ und über die Schweiz und England in die USA zu emigrieren. In New York arbeitet Frau Pollinger in einer Selbsthilfeorganisation jüdischer Emigranten; der Briefwechsel mit Albert Bloch bricht ab.⁴³⁾

4.3.4. Mechtilde Lichnowsky, Sidonie Nádherný, Hildegard Jone

Mechtilde Lichnowsky stand seit 1930, also schon seit ihrer Zeit in Cap d' Ail,⁴⁴⁾ mit Albert Bloch in Verbindung, wenn auch der eigentliche und intensive Briefwechsel — vermutlich nach einer jahrelangen Pause — erst um ca. 1948 einsetzte, als sie bereits ständig in London lebte.⁴⁵⁾ Bloch waren — zumindest einige — literarische Arbeiten Lichnowskys bekannt gewesen; er ließ ihr 1930 den Band »Poems« und später das Buch »Ventures in Verse« zukommen.⁴⁶⁾ Die darin enthaltenen Widmungsworte bezeichnete Mechtilde Lichnowsky als »an einen Autor gerichtet, der obskur geworden ist, ungekannt, unerwünscht und noch vieles andere« (Lichnowsky an Bloch, 2.2.1948).

Die Bitterkeit dieser Einschätzung der eigenen Situation durchzieht alle Briefe Mechtilde Lichnowskys an Bloch, der an ihrer Vereinsamung und materiellen Verarmung Anteil nahm,⁴⁷⁾ ihr Selbstbewußtsein als Autorin zu stärken und sie mit gelegentlichen Lebensmittelsendungen zu unterstützen versuchte.⁴⁸⁾ Die Korrespondenzen Blochs mit Sidonie Nádherný und Hildegard Jone dokumentieren ein aus einer ähnlichen Lebenssituation resultierendes ähnliches Verhältnis: auch ihnen war Bloch einer der wenigen verbliebenen Gesprächspartner — Vertrauter und Tröster.

Auch Mechtilde Lichnowskys Ruf einer feinsinnigen, unkonventionellen, 'unbürgerlichen' und lebensfrohen Persönlichkeit⁴⁹⁾ findet in ihren Briefen an Bloch Bestätigung. Sie geben Zeugnis einer trotz Krankheit und Isolation mutigen und unentwegt arbeitenden Person. Sie bieten literarische Themen, Erörterungen über sprachliche Probleme, Erinnerungen an Karl Kraus u.ä. durchmischt mit Schilderungen aus dem Alltag, die häufig von Witz und Ironie geleitet sind. Über ihre Beziehung zu Kraus schreibt sie, daß sie »durch dick und dünn wie die schlimmen Buben Nestroy's zusammenhielten, alles teilten, insbesondere das herzlichen Lachen« (1.3.1950).

Meine Freundschaft mit K. K. war zunächst auf Sprache basiert (amongst many other things); von früher Jugend, ja schon in der Kindheit war ich ihr leidenschaftlich zugetan, hasste gewisse Wörter, liebte andere, ganz primitiv nach Kinderart; [. . .] Zu den Uranfängen dieser Freundschaft gehörte auch der Schnittlauch: ein kleiner Teller mit Schnittlauch stand immer links vom großen Teller; und als K.K. zum ersten Mal unser Gast war, sah er diesen Teller. Ich sagte ihm: »das ist nicht wegen ihres Gedichts an den Schnittlauch, sondern eher umgekehrt.« (21.1.1950)

Die Briefe Mechtilde Lichnowskys sind eindrucksvolles Dokument einer Persönlichkeit und eines Lebens, in welchem Kraus eine wesentliche Rolle spielte. Sie enthalten Hinweise und Kommentare zu ihren späten literarischen Arbeiten, die sie Albert Bloch regelmäßig zur Beurteilung bzw. Kenntnisnahme sandte. Es handelt sich großteils um kurze Prosa, die sie aus materiellen Gründen Zeitungen und Zeitschriften, vor allem der »Neuen Züricher Zeitung«, anbot.⁵⁰⁾ Auch ältere und bekannte Texte Lichnowskys wie »Halb und halb«, »Sybaris«, »Worte über Wörter«, »An der Leine« und »Gott betet« sind Gegenstand der

Auseinandersetzung mit Bloch; dieser übersetzte »Gott betet« ins Englische (»Adoro te«) — das Manuskript, ebenso wie Typoskripte der Kurzprosa Lichnowskys, befindet sich im Nachlaß Bloch/Lazarus.

Über die Beziehung Sidonie Nádhernýs mit Albert Bloch ist anlässlich der Herausgabe der Briefe von Karl Kraus an sie bereits Wesentliches gesagt worden.⁵¹⁾ Insbesondere die Tatsache, daß Frau Nádherný Auszüge aus Kraus' Briefen für ihn kopierte und kommentierte, hat die Kraus-Forschung mit dem Namen Bloch bekannt gemacht. Diese Abschrift ist auf Umwegen in den Nachlaß Bloch/Lazarus gelangt, da Bloch das Materialpaket gemäß dem Wunsch Sidonie Nádhernýs 1950 zurückschickte; es erreichte die Adressatin jedoch erst kurz nach ihrem Tod.⁵²⁾

Bloch wendet sich am 13.9.1947 an die noch in Janowitz lebende Freundin Kraus', um sich für ihre, in einem Brief an Oskar Samek geäußerten, lobenden Worte zu seinen Gedichtübersetzungen zu bedanken. Bereits in ihrem ersten Gegenbrief beweist Sidonie Nádherný ihr Vertrauen durch das Angebot, die Widmungsgedichte von Kraus zu datieren und zusammenzustellen, um Bloch beurteilen zu lassen, ob eine solche Sammlung dieser Gedichte von Wert wäre: »In einem Band zusammengefaßt, würden sie eine biographische Lebensgeschichte darstellen. Ihnen als Dichter, Ihnen als Unbekanntem, Ihnen als Erstem.« (Janowitz, 1.10.1947) Bloch, seine persönliche Freude über den unerwarteten Kontakt aussprechend, erweist sich von Anfang an auch als sachlicher Berater, wenn er seine Bedenken gegen das Vorhaben Baronin Nádhernýs äußert, die erwähnte Sammlung — »als Paravent« (Sidonie Nádherný an Bloch, 1.10.1947) — in englischer Sprache erscheinen zu lassen:

Denn die englische oder amerikanische Forschung dürfte erst in einigen Generationen so weit sein — falls diese Erde den kommenden dritten Weltkrieg überlebt —, sich mit Karl Kraus zu befassen, der ja im englischen Sprachgebiet bis heute so gut wie gänzlich unbekannt geblieben ist. Eine Gestalt wie er hat hier wie in England gegen solche Götzen u. Tageserscheinungen wie Th. Mann, Rilke, Werfel u.s.w. einen schweren Stand [. . .]. (8.10.1947)

Bloch, dessen hier angedeutete Einschätzung von Karl Kraus und seinen Zeitgenossen für die Rezeptionsweise im Briefwechsel aus dem Nachlaß Bloch/Lazarus symptomatisch ist, ermuntert Sidonie Nádherný indirekt, zum »Verständnis der hervorragenden Bedeutung oder des Privatmenschentums dieses Einzigartigen« beizutragen. Es ist wohl nicht zuletzt seinen Anregungen zu verdanken, daß sie in den letzten Jahren vor ihrem Tod 1951 die Kommentierungsarbeit zu Briefen und Widmungsgedichten von Kraus aufgenommen hat. Der Briefwechsel Bloch/Nádherný macht die Phasen dieser Kommentierungsarbeit vor dem Hintergrund aktueller Bedingungen und Empfindungen Sidonie Nádhernýs nachvollziehbar. Noch stärker als in den Korrespondenzen Blochs mit Werner Kraft oder Mechtilde Lichnowsky werden die Schattierungen der Kraus'schen Autorität in diesem Briefwechsel deutlich. Wie auch Nádhernýs Briefe an Ludwig von Ficker und dessen Frau von 1916 bis 1950 (insgesamt 22 Briefe bzw. Postkarten),⁵³⁾ stellt er eine interessante Ergänzung der Kraus-Briefausgabe dar.⁵⁴⁾

Die Korrespondenz Blochs mit der dem »Brenner«-Kreis angehörenden Malerin und Dichterin Hildegard Jone, die mit dem Bildhauer Josef Humplik verheiratet war, umfaßt eine lange Zeit, nämlich von 1935 bis 1961, ist aber aufgrund der Kürze der Briefe dennoch überschaubar. Im Vergleich mit den Briefwechseln mit Nádherný, Lichnowsky und Kraft wird das Thema Kraus selten und wenig ausführlich aufgegriffen. Hildegard Jones Verhältnis zu Karl Kraus ist wohl parallel zu dem von Ludwig von Ficker und Ferdinand Ebner zu sehen.⁵⁵⁾ Obwohl sie, wie anzunehmen ist, zu einer kritischen Distanz zu Kraus gelangt war, ist in ihren Briefen an Bloch ausschließlich eine positive Erinnerung an den Herausgeber der »Fackel« bemerkbar.⁵⁶⁾

Die Briefe der ersten Jahre der Korrespondenz geben dem vornehmlich an der Person Jone interessierten Leser Hinweise über ihre künstlerische Arbeit und ihre Kontakte mit Ferdinand Ebner, Ludwig von Ficker, Theodor Haecker u.a.⁵⁷⁾ Hildegard Jones durch einen schwärmerischen, expressiven Stil gekennzeichnete Schreiben dokumentieren ihre Anerkennung der Arbeit Blochs als Maler und Dichter, aber vor allem auch ihre innige menschliche Beziehung zu dem »wahren Freund« — wie sie ihn häufig in der Anrede bezeichnet. Sie werden nach 1955 zunehmend knapper, emotionsgeladener und von religiösem Denken bestimmt. Der Briefwechsel mit Hildegard Jone scheint insbesondere als indirekte Charakterisierung Albert Blochs von Bedeutung zu sein. Es stellt sich nämlich die Frage, warum Bloch — trotz zweifellos vorhandener Differenzen — gemeinsam mit Anna Francis diese freundschaftliche Verbindung pflegte.

4.4. Berthold Viertel und Carl Dallago

Wie eingangs bereits angedeutet, stand Bloch 1942 in brieflichem Kontakt mit Berthold Viertel. Obwohl möglicherweise einige diesbezügliche Briefe — ganz sicher ein Schreiben von Bloch an Viertel —⁵⁸⁾ nicht erhalten geblieben sind, ist anzunehmen, daß dieser Austausch tatsächlich nur zu einer einmaligen Gelegenheit erfolgt ist: jeweils ein Brief von Bloch und Viertel befinden sich im Nachlaß.

Viertel bedankte sich in seinem Schreiben für Blochs »anerkennde Worte über [sein] Gedichtbuch«. Und er bemerkt: »Herr Dr. Lazarus war so freundlich, mir einige ihrer unveröffentlichten Gedichte zu schicken — zu meiner Freude.« Es besteht Grund zur Annahme, daß Bloch, der Viertel nicht persönlich gekannt hatte, sich auf Anregung von Lazarus an ihn gewandt hatte. Viertel erwähnt in dem Brief seinen Plan, »im Lauf der nächsten Saison in New York einen Karl Kraus-Abend zu veranstalten«, in welchem »mit Hilfe Ihrer Übertragungen« Werke von Kraus auch auf Englisch gelesen werden sollten.⁵⁹⁾ Und: »Haben Sie viel Kraus'sche Prosa übersetzt?«

Bloch äußert sich daraufhin zum Problem der Übersetzbarkeit Kraus' wie folgt:

Die Prosa der Fackel zu übersetzen ist natürlich unmöglich; die Nachgestaltung der Gedichte ist dagegen — so »unmöglich« auch das war — ein Kinderspiel[. . .]

Interessant ist die Erwähnung: »Daß Ihnen meine Nachdichtungen aus 'Worten in Versen' gefallen — wiewohl, wie Ihnen Dr. Lazarus gesagt haben dürfte, ich am liebsten viele von den schon Veröffentlichten [1] zurückziehen möchte, ist mir gewiß eine Genugtuung.« Auf die Anregung Viertels, einige seiner Gedichte zu übertragen, gesteht Bloch, er habe noch nicht »ernstlich« daran gedacht und sei überhaupt nicht imstande, manche Gedichte, z.B. von Mörike, Liliencron oder Goethe, so sehr sie ihm am Herzen lägen, zu »verenglischen«.

Es liegt auf der Hand, daß Albert Bloch mit einigen seiner Briefpartner Übersetzungsfragen diskutierte; die ausführliche Zitierung aus dem Briefwechsel mit Berthold Viertel sollte beispielhaft auf einige Aspekte der Bloch'schen Einschätzung seiner Tätigkeit hinweisen. Der Briefwechsel mit Werner Kraft wäre in diesem Zusammenhang besonders zu beachten.⁶⁰⁾

Wie mit Berthold Viertel korrespondierte Bloch auch mit Carl Dallago nur kurz zu einem bestimmten Anlaß. 1935 hatte sich Bloch — der Brief ist nicht erhalten — an Ludwig von Ficker mit der Anregung einer Kollekte für Dallago gewandt.⁶¹⁾ Obwohl Ficker nach eigener Aussage in seinem Antwortschreiben an Bloch nicht die Möglichkeit sah, unterstützend in das Leben Dallagos einzugreifen — »durch die Haltung, die er [. . .] gegen mich eingenommen hat« —⁶²⁾ hatte er Dallago über das Vorhaben Blochs unterrichtet. Dallago schrieb darauf dankend an Bloch,⁶³⁾ schilderte Einzelheiten seiner sozialen Stellung und

materiellen Lage, sandte ihm als »Gegenleistung« für seine Bemühungen einige seiner Bücher, darunter die Schrift »Nach dreißig Jahren« (1929),⁶⁴⁾ und bat Bloch um Vermittlung hilfreicher Kontakte in Amerika.

Daß Bloch Dallago 1935 — also zu einem späten Zeitpunkt, dieser war damals 66 Jahre alt — finanziell unterstützen wollte, ist an sich schon interessant. Dazu kommt, daß er bereit war, Kraus auf Dallago aufmerksam zu machen:

Wenn ich aber sehr schüchtern Ihnen etwas anderes nahelegen dürfte: Ist Karl Kraus von Ihrer Lage unterrichtet? Dieser gütige, stets hilfsbereite Mensch, der Sie überdies seit jeher zu schätzen scheint, würde, wenn er nur davon wüßte, freudig — dessen bin ich überzeugt —, angemessene Schritte tun, um die gegenwärtige Not lindern zu helfen. Da ich nicht die Ehre habe, mit ihm persönlich bekannt zu sein, könnte ich mich in Ihrer Angelegenheit nicht hervorwagen; aber vielleicht, wenn Ihnen meine Anregung nicht unsympathisch ist, finden Sie in Herrn Ficker den geeigneten Fürsprecher, oder, falls Sie sich nicht direkt an diesen wenden wollen, wäre ich gern bereit es selbst zu tun.⁶⁵⁾

Hinzuzufügen ist, daß Dallago in seinem zweiten Brief den Grund seiner Abkehr vom »Brenner« ausspricht⁶⁶⁾ — »da ich mit dem Kirchlichen nicht mittun kann«. Er faßt seine eigene Position zusammen: »Mein Thema ist *der Mensch u. das Dasein* u. *nicht* der Staat u. *nicht* die Kirche.« Eine Antwort Blochs ist nicht erhalten, was jedoch nicht eindeutig heißt, daß sie tatsächlich nicht erfolgt ist.

Aufgrund der hier referierten Korrespondenz Bloch/Dallago können zwei Vermutungen formuliert werden, deren Klärung an dieser Stelle nicht möglich ist:

Wegen der räumlichen Distanz ist es denkbar, daß Bloch, dem überdies ein Nahverhältnis zum »Brenner«-Kreis fehlte und der mit innerkatholischen Dingen wohl kaum vertraut war, über die Wende des »Brenner« nach dem 1. Weltkrieg und die daraus folgernde Krise im Verhältnis Ficker-Dallago nicht ausreichend informiert war. Speziell die Tatsache, daß »die Neuorientierung des Brenner [. . .] auch auf Dallagos Kraus-Bild ihre Wirkung gehabt« hat,⁶⁷⁾ könnte Bloch, dem Dallagos zumindest bis 1914 ungetrübte Verehrung für Kraus⁶⁸⁾ aus dem »Brenner« bekannt gewesen sein muß, entgangen sein.

Andererseits ist nicht auszuschließen, daß Bloch über die Beziehungen Ficker-Dallago-Kraus bestens informiert gewesen ist. In diesem Fall wäre der Einschätzung Blochs, Kraus habe Dallago »seit jeher« — also auch noch 1935 — geschätzt, Beachtung zu schenken. Die sichere Annahme Blochs, Kraus wäre Dallago »freudig« zu helfen bereit gewesen, könnte unter dieser Prämisse als Beitrag zur Erhellung des Verhältnisses Kraus-Dallago gewertet werden.

4.5. 'Geschäftskorrespondenz'

Ein wesentlicher Teil der Briefwechsel aus dem Nachlaß Bloch/Lazarus betrifft Blochs Berührungspunkte mit dem Geschäftsbereich des noch lebenden Kraus und seiner Freunde einerseits, mit der Abwicklung von 'Geschäften' bezüglich des Kraus-Nachlasses andererseits. Obwohl Bloch in keiner Weise im engen Sinn des Wortes 'geschäftlich' in Kraus-Angelegenheiten verwickelt war, nahm er doch in beratender Funktion oder aus eigenem Interesse hin und wieder an der Organisation von Aktivitäten im Umkreis von Karl Kraus teil.

Bloch unterstützte z.B. 1931 den Aufruf für ein »Theater der Dichtung Karl Kraus« durch die Bereitstellung einiger Aquarelle, deren Verkaufs-Ertrag diesem Zwecke zukommen sollte. 1930 sagte er auf Anfrage Karl Jarays seine Mitarbeit an der Erstellung eines Registers der »Fackel« zu, zog sich allerdings nach einigen Monaten, am 24.8.1930, wegen Arbeitsüberlastung zurück.⁶⁹⁾ 1937 'verhandelte' er mit Jaray über die geplanten Feierlichkeiten zum 60. Geburtstag Kraus': die zu diesem Anlaß, wenn auch nicht rechtzeitig, erschienene Festschrift enthält als Beitrag Albert Blochs das Sonett »An Karl Kraus« in der englischen Originalfassung, das Bloch bereits zu Kraus' Geburtstag 1928 verfaßt hatte.⁷⁰⁾

Nicht nur der umfangreichste, sondern auch der persönlichste Briefwechsel aus diesem Bereich ist jener mit dem langjährigen Rechtsanwalt von Kraus, Oskar Samek. Zur Zeit seines ersten im Nachlaß erhaltenen Briefes vom 4.10.1939 war Samek bereits in Lawrence bei Bloch zu Besuch gewesen. Weitere persönliche Begegnungen förderten wohl das Vertrauen des zunächst auf Long Island, später in New York lebenden Emigranten zu Albert Bloch, so daß dieser regelmäßig über Sameks Arbeit unterrichtet wurde. Nach dem Tod seiner Frau im November 1940 schrieb Samek an Bloch, er sehe nun seine einzige Lebensaufgabe darin, das Nachlaßwerk von Kraus, »Die dritte Walpurgisnacht«, zu veröffentlichen, und wolle Bloch über alle weiteren Schritte informieren.⁷¹⁾ Als Außenstehender und doch Sachverständiger war Bloch für Samek ein wichtiger Orientierungspunkt und Ratgeber. Vor allem schien Bloch die geeignete Person zu sein, wertvolle Kraus-Materialien zu verwahren. Am 8.8.1950 teilte ihm Samek mit, er habe in Hinblick auf die Kriegsgefahr die Druckfahnen der »Dritten Walpurgisnacht« mit handschriftlichen Korrekturen von Kraus fotokopiert; die Originalfahnen sollten bei Bloch sicher gelagert werden — auf diesem Weg sind sie ins Brenner-Archiv gelangt. Auch über die Konflikte Sameks mit Heinrich Fischer bezüglich der Auslegung des Testamentes von Kraus⁷²⁾ wurde Bloch am laufenden gehalten. Wie aus den Briefen hervorgeht, plante Samek eine Gesamtausgabe (1951) bzw. eine Übersetzung (1954/55) der Kraus'schen Werke.

Dies sind einige Informationen, wie sie der Geschäftskorrespondenz Blochs entnommen werden können. Als bisher weitgehend unbekanntes Material müßte sie in Hinblick auf neue Aspekte in der Kraus-Forschung ausgewertet werden. Folgende tabellarische Dokumentation dieser Briefwechsel und ihrer inhaltlichen Schwerpunkte dient einer ersten Übersicht. Wo in Spalte 1 nicht Bloch als Adressat aufscheint, bedeutet dies, daß die Briefe, z.T. als Kopien, Bloch zur Kenntnisnahme geschickt wurden.

Absender	Datum von-bis	Briefe insg.	Betreff
-1- Brenner-Verlag an die Post- u. Telegraphendirektion Tirol	10.10.1936	1	Auf dem Postweg verlorene Paketsendung Blochs an Theodor Haecker
A.B.	--	--	
-2- Fackel-Verlag an	--	--	Verrechnung mit Buchhandlung Lányi. Bitte um Auskunft über A. Margul-Sperber
A.B.	7. 2.1936		
-3- Ficker, Ludwig von an	29. 4.1935 - 28.10.1936	2	Kollekte für C. Dallago; (Spalte 1)
A.B.	21. 9.1936 - 18.11.1936	2	(Spalte 1)
-4- Hegner, Jakob Verlag an Oskar Samek	26. 6.1950 - 15. 7.1950	2	Differenzen H. Fischer mit O. Samek bezügl. Testament K.K.; Herausgabe Kraus-Werke
A.B.	--	--	

-5- Jaray, Karl an	November 1929 - 28. 7.1939	21	»Fackel«-Register; 60. Geburtstag K.K.; Übersetzung K.K.- Schriften; Testament u. Nachlaß K.K.
A.B.	2.12.1929 - 25. 8.1939	14	
-6- Kann, Helene an	25. 9.1939 - 23. 1.1947	3	Karl Kraus-Archiv
A.B.	2. 2.1937 - 21. 3.1940	4	
-7- Lányi, Richard an	29. 1.1937 - 24. 2.1938	3	Gründung K.K.-Ge- sellschaft; Vergriffene »Fackel«-Hefte u. Kraus-Schriften
A.B.	--	--	
-8- Mitringer, Albert (Wiener Stadtbibl.) an	29. 7.1955 - 22.11.1955	4	Übergabe Kraus- Archiv an die Wie- ner Stadtbibliothek; ver- schollene Materialien zu K.K. u. S.N.
A.B.	--	--	
-9- Reich, Willi (Zeitschrift »23«) an	19. 1.1937	1	Geplanter Nachruf Kraus von Bloch in »23«. Eine Wiener Mu- sikzeitschrift (wurde nicht realisiert)
A.B.	4.12.1936 - 3. 3.1937	2	
-10- Samek, Oskar an	4.10.1939 - 20. 3.1955	30	Herausgabe der »Dritten Walpurgisnacht«; Kon- flikt H. Fischer - O. Samek
A.B.	15. 1.1940 - 8.10.1940	14	
-11- Schick, Paul (Wiener Stadtbibl.) an	27. 1.1956 - 29. 6.1956	4	(Spalte 8)
A.B.	--	--	
-12- Seidl, -- (Post- u. Telegraphendir. Ti- rol) an Brenner-Verl.	17.10.1936	1	(Spalte 1)
A.B.	--	--	

-13- Smith, Richard R. Verlag an	7. 8.1931 - 20. 8.1931	3	Manuskript Mechtilde Lichnowsky »The Tu- ner« (Der Stimmer)
A.B.	17. 6.1931 - 10. 8.1931	2	
-14- Theater der Dichtung (Rudolf Hermann, Paul Sonnenfeld, Michael Lazarus) an	11. 5.1931 - 6. 1.1932	7	Aufruf zur Grün- dung des »Theaters der Dichtung«
A.B.	27. 3.1931 - 3.12.1931	4	

5. Der »Religionsstifter« Kraus

Theodor Haeckers allerdings nicht authentisch überlieferter Satz »Ich bin ohne Karl Kraus nicht denkbar«⁷³⁾ könnte ebenso aus dem Munde Albert Blochs oder einiger seiner Briefpartner stammen. Der Briefwechsel aus dem Nachlaß Bloch/Lazarus ist ein Beispiel für den wesentlichen Einfluß von Kraus auf viele Zeitgenossen und Nachkommen. Aber mehr noch, die Sammlung dokumentiert, daß Kraus vielen — wie Stieg es genannt hat — »Religionsstifter« war, indem er ihnen als »ein [. . .] sensibler Erfasser des Problems des 'Wertverlustes'«⁷⁴⁾ unbedingte Autorität zu sein schien. Zeugnisse einer kritischen oder distanzierten Kraus-Rezeption fehlen in dem Konvolut völlig.

Bloch, der — wie bereits erwähnt — als Amerikaner kein Freund Amerikas war,⁷⁵⁾ hat sich durch die Beschäftigung mit Karl Kraus die Verbindung zu Europa und zur deutschen Sprache lebendig erhalten. Zurückgezogen von der amerikanischen Öffentlichkeit lebend, nimmt er in seinen Briefen nicht oder nur negativ Bezug auf seine unmittelbare gesellschaftliche Umgebung. Sein Status eines Universitätsprofessors dringt nur mit den Konnotationen 'Brotberuf' und 'Belastung' durch; das 'Eigentliche' scheint ihm die freischaffende Malerei und die Beschäftigung mit Literatur gewesen zu sein. Die politische Entwicklung in Europa, die Kriegereignisse und ihre Folgen hat Bloch jedoch sehr intensiv rezipiert.

Ein großer Teil der Briefpartner Blochs und Bloch selbst waren künstlerisch tätig. Da die meisten Briefautoren Emigranten waren, wären die Korrespondenzen auch für die Exilkunst- bzw. Exilliteraturforschung von Interesse. Karl Kraus wurde ins Exil 'mitgenommen', und der Eindruck, daß er dort für viele als stabilisierender Faktor wirkte, scheint berechtigt zu sein. Neben der Wirkung Kraus' auf die künstlerische Arbeit Blochs und einiger seiner Briefpartner ist wohl auch seine Bedeutung als Verbindungselement neuer menschlicher Beziehungen nicht zu unterschätzen. In dem vorliegenden Briefwechsel erscheint Kraus mit seinen Ideen häufig als positiver Gegenpol zur Alltagswirklichkeit.

Anmerkungen:

- 1) Seit seinen Münchner Ausstellungen wird Bloch zur Künstlergruppe des Blauen Reiter gerechnet. Michael Lazarus schreibt am 28.9.1965, also vier Jahre nach Blochs Tod, an Walter Methlagl: »Die Bilder, die Albert Bloch nach seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten malte, enttäuschten die Leute, die aufgrund der Entwicklung anderer Künstler der Blauen Reiter-Gruppe von Bloch Ähnliches erwarteten. Er aber sah schon

vor langer Zeit, daß die abstrakte und 'non-objective' Malerei in eine Sackgasse führen muß, daß das zunehmende Abstrahieren zu einem Ent-Humanisieren der Kunst führen muß. Das Miterleben des ersten Weltkrieges in Deutschland und das nur örtlich ferne Miterleben der dreißiger Jahre und des zweiten Weltkrieges erlaubte Albert Bloch weder abstrakte Kunstspielerei noch ein Experimentieren mit zerstörender Lockerung und Anarchie im Malen. Jetzt erst recht wurden seine Werke Zeugnisse seines Mitleidens der tragischen Zeit. Schon in früheren Werken wurde starkes religiöses Erleben sichtbar. Nun fand es seinen vollen Ausdruck.« (Brief im Brenner - Archiv)

- 2) Vgl. Michael Lazarus: Nachwort. In: Karl Kraus: Briefe an Sidonie Nádherný von Borutin. 1913-1936. Hrsg. v. Heinrich Fischer u. Michael Lazarus. 2 Bände. Bd.I. München: dtv 1977, S.691-695, hier S.691.
- 3) Vgl. Brief Michael Lazarus' an Walter Methlagl, New York, 4.1.1966 (Brenner - Archiv). Die Trakl-Übertragung Blochs ist genannt in: Walter Ritzer: Neue Trakl-Bibliographie. Salzburg: Otto Müller 1983 (= Trakl-Studien 12), S.42. Das Typoskript befindet sich im Nachlaß Bloch/Lazarus.
- 4) Vgl. Brief Albert Blochs an Sidonie Nádherný von Ende November [1947].
- 5) Vgl. »Fackel« 668-675, S.101 f.; 679-685, S.107 f.; 717-723, S.32 ff.; 726-729, S. 76 f., 751-756, S. 89 ff.
- 6) Vgl. Lazarus (Anm. 2), S.691. Bloch hatte sich an Haecker um Rat gewandt, dieser »korrigierte die Übersetzung und empfahl sie Kraus« (Gerald Stieg: Der Brenner und die Fackel. Ein Beitrag zur Wirkungsgeschichte von Karl Kraus. Salzburg: Otto Müller 1976 [= Brenner-Studien 3] S.161).
- 7) Vgl. »Fackel« 845-846, S.23 f.; 847-851, S.62; 864-867, S.55.
- 8) Lazarus (Anm.2).
- 9) Vgl. ebenda.
- 10) ebenda.
- 11) Vgl. ebenda.
- 12) Diese Korrespondenzen wurden für den vorliegenden Bericht nicht ausgewertet. Im Karl Kraus-Archiv der Wiener Stadtbibliothek befinden sich außerdem 3 Autographen von Bloch an Helene Kann, die als Ergänzung zum Briefwechsel Bloch-Kann des Nachlasses Bloch/Lazarus beachtet werden müßten.
- 13) Z.B. dargelegt von Eva Irblich in ihrem Aufsatz: Aspekte zur Bearbeitung der Nachlässe aus der Sicht der Handschriftensammlung der Österreichischen Nationalbibliothek. In: Codices manuscripti 8, 1982, H.1, S.1-11.
- 14) ebenda, S.6.
- 15) Undatiert gebliebene Schreiben werden im Brenner-Archiv im Gegensatz zur Verfahrensweise der Handschriftensammlung der Österreichischen Nationalbibliothek (vgl. Eva Irblich, Anm. 13, S.6) nicht an den Schluß, sondern an den Anfang der chronologischen Ordnung gestellt, da sie so dem unvorbereiteten Benutzer weniger leicht entgehen können.
- 16) Alfred Margul-Sperber, Storjineti (Rumänien), 20.1.1935; Moses Rosenkranz, Suceava (Rumänien), 21.12.1936.
- 17) Wilma Abeles, Chicago, 10.11.1948 und 8.12.1948. Vgl. Wilma Iggers-Abeles: Karl Kraus, A Viennese Critic of the 20. Century. The Hague: Nijhoff 1967. Im Nachlaß Bloch/Lazarus befinden sich auch 4 Schreiben der Kraus-Forscherin Caroline Kohn (4.1.1956; 8.1.1956; 27.1.1956 und 21.3. [wahrsch. 1956]), die im Zuge der Arbeit an ihrer Dissertation an der u.a. von der Sorbonne, Paris, vorangetriebenen Suche nach den Briefen von Karl Kraus an Sidonie Nádherný beteiligt war. Vgl. Caroline Kohn: Karl Kraus. Stuttgart: J.B.Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1966.
- 18) Schon zu einem frühen Zeitpunkt klagt Bloch in einem Brief vermutl. an Moses Rosenkranz, 23.3.1936: »Seit langem schon [. . .] ist er [Bloch in der 3. Person über sich selbst] nun Bitten aller Art und Briefen allen erdenklichen Inhaltes aus allen Teilen Europas und selbst Amerikas ausgesetzt«.
- 19) Anna Francis, Blochs Sekretärin, wurde später seine Frau.
- 20) Vgl. dazu Brief Anna Francis' an Karl Rübner, 24.5.1947; an Werner Tautsch, 7.1.1949; Unbekannt (Secretary) an R.M. Fischer, 2.6.1941. Allerdings scheinen nicht nur bei unangenehmen Schreiben Briefe des Sekretariats und von Anna Francis — im Auftrag Blochs verfaßt — auf: A.Francis an Oskar Samek, [nach 20.3.1955]; Unbekannt (Secretary) an Hanns Fischer, 10.3.1938; an Ernst Krenek, 6.10.1941. Beim Sekretariat Blochs handelte es sich um jenes des Department of Drawing and Painting der Universität in Lawrence, Kansas.
- 21) Die Bedeutung dieser Briefe als Zeitdokument liegt neben dem konkreten Anlaß vor allem auch im Ton und in den Aussparungen, die ein erschütterndes Zeugnis der persönlichen Bedrängnis der Juden im Dritten Reich darstellen. Bei allem Selbstbewußtsein, mit welchem die Emigrationswilligen Bloch über ihre Ausbildung, berufliche Laufbahn und familiären Verhältnisse in Kenntnis setzen, wird doch deutlich, wie sehr die nationalsozialistische Judenverfolgung auf die Identität der Betroffenen destabilisierend wirkte.

- 22) Blochs Briefwechsel mit Werner Kraft, der aus demselben Anlaß begann, wird an anderer Stelle berücksichtigt (4.3.1.).
- 23) Walter Bauer, Wr. Neustadt, 6.4.1938; Antwort Blochs, [nach 6.4.1938]; Hanns Fischer, Berlin, 26.2.1938; Antwort Blochs, 14. [?]3.1938 — voraus geht ein weiterer Brief von Bloch an Fischer, [vor 26.2.1938]; in der Angelegenheit Hanns Fischer siehe auch: Bloch an Werner Kraft und Erny Pollinger, [vor 26.2.1938]; Ernest Milch an Bloch, New York, 14.10.1944; Hanns Fischer an Bloch, La Paz (Bol.), 18.4.1943; Moses Niemand, Wien, 8.5.1938; ohne Antwort von Bloch; Emil Stein, Wien, 2.5.1938; Antwort Blochs, [nach 2.5.1938]; Emmerich Weiss, Wien, 2.5.1938; Antwort Blochs, 10.5.1938.
- 24) Siehe dazu auch Blochs Auseinandersetzung mit Werner Kraft über das Judenproblem vor allem in den Briefen: Bloch an W. Kraft, 31.3.1933, 29.4.1933, 27.5.1933; W. Kraft an Bloch, 15.4.1933, 14.5.1933, 19.6.1933.
- 25) Vgl. Brief Ernest Milchs an Bloch, 14.10.1944.
- 26) Siehe dazu folgende Aussage Fischers in einem Brief an Bloch, La Paz (Bol.), 18.4.1943: »It is long ago that I wrote you the last time, and I nearly am afraid you do not remember me any more. In the last two years, since our conversation broke up I suppose.«
- 27) Vgl. Brief Blochs an Hanns Fischer, [vor 26.2.1938]. Außerdem schreibt Bloch an Werner Kraft (mit einer Abschrift an Erny Pollinger), [vor 26.2.1938]: »Ich bitte Sie, diesem Menschen, an dessen Ernst und Seelenadel doch nicht zu zweifeln ist, mit eventueller Berufung auf mich, ein paar freundliche Zeilen zu schreiben. Sein Brief macht offenbar, daß er menschlichen Anschluß an den Kreis der Fackel sucht, und daß er sich heute in Deutschland ganz verlassen und verwaist fühlt.«
- 28) 'Briefe' meint hier auch Postkarten, Ansichtskarten und Telegramme. Da alle Briefe Blochs entweder von seinem Wohnort Lawrence, Kansas, oder seinem Sommer-Ferienort Falls Village, N.Y., aus geschrieben sind, wird dies nicht eigens angegeben.
- 29) Kraft war zu diesem Zeitpunkt 37 Jahre alt, verheiratet und hatte zwei Kinder (vgl. Brief Krafts an Bloch, 19.3.1933). Biographische Informationen bis zur Emigration 1933 entnimmt man am besten Krafts Autobiographie: Spiegelung der Jugend. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1973 (= Bibliothek Suhrkamp 356).
- 30) Die überlieferte Briefskizze enthält allerdings die Bemerkung »Vielfach geändert abgesendet«.
- 31) Jörg Drews: Nachwort. In: Kraft (Anm.29), S. 155 - 163, hier S. 155.
- 32) Siehe dazu am besten: Sigurd Paul Scheichl: Karl Kraus und die Politik (1892-1919). Diss. (masch.) Innsbruck 1971 (»Kraus und das Judentum«, S.813-1074).
- 33) Jörg Drews: Wort und Gedanke. Gestern wurde Werner Kraft 80 Jahre alt. In: Süddeutsche Zeitung, 5.5.1976.
- 34) Vgl. Brief Krafts an Bloch, Paris, 11.10.1933.
- 35) Siehe vor allem folgende Arbeiten Krafts über Karl Kraus: Karl Kraus. Eine Einführung in sein Werk und eine Auswahl. Wiesbaden: Steiner 1952 (= Verschollene und Vergessene); Karl Kraus, Beiträge zum Verständnis seines Werkes. Salzburg: Otto Müller 1956; Ludwig Wittgenstein und Karl Kraus (1961). In: W.K.:Rebellen des Geistes. Stuttgart: Kohlhammer 1968, S.102-134; Das Ja des Neinsagers. Karl Kraus und seine geistige Welt. München: ed. text + kritik 1974 (= edition text und kritik).
- 36) Vgl. »Fackel« 806, S.62f.; 864, S.14-16. Kraus hatte musiktheoretische Beiträge von Krenek zitiert bzw. aus anderen Publikationen übernommen.
- 37) Vgl.: Der verletzte Komponist. Ein Gespräch mit dem achtzigjährigen Ernst Krenek. In: Süddeutsche Zeitung, 23./24.8.1980.
- 38) Erschienen in der von Willi Reich gegründeten Zeitschrift »23«, Nr. 28/30 vom 10.11.1936, S.1-14.
- 39) Aus dem Englischen von E.W., vgl. Brief Blochs an Erny Pollinger, 17.7.1936.
- 40) Vgl. Brief Pollingers an Bloch, Wien, 12.11.1937.
- 41) Vgl. ebenda.
- 42) Vgl. Brief Erny Pollingers an Bloch, London, 9.4.1938. Siehe dazu auch einen Brief von Jules Pollinger an Bloch, London, 9.4.1938.
- 43) Vgl. die letzten Briefe Erny Pollingers an Bloch: New York, [wahrsch. 20.2.1939] und 26.1.1943.
- 44) Zur Biographie Mechtilde Lichnowskys siehe: Holger Fließbach: Mechtilde Lichnowsky — Eine monographische Studie. Diss. (masch.), München 1972, S.32-90.
- 45) Die Briefe aus dem Nachlaß Bloch/Lazarus dokumentieren dies entgegen dem von Michael Lazarus vermittelten Eindruck, die Korrespondenz Lichnowsky/Bloch habe, angeregt durch Oskar Samek, nach dem Zweiten Weltkrieg begonnen. Vgl. Michael Lazarus: Nachwort (Anm.2), S.691. Ob eventuelle Briefe zwischen 1931 und 1948 verloren gegangen sind, ist nicht eruierbar.

- 46) Vgl. Briefe Lichnowskys an Bloch, Cap d'Ail, 18.11.1930, London, 2.2.1948.
- 47) Vgl. Brief Oskar Sameks an Bloch, New York, 1.11.1949, aus welchem hervorgeht, daß Bloch über das »Schicksal der Gräfin L.« berichtet hatte.
- 48) Dies geht aus Äußerungen in zahlreichen Briefen Mechtilde Lichnowskys hervor.
- 49) Vgl. z.B. einige Rezensionen aus den Jahren 1978 und 1979: Christa Rotzoll: »Unsere Fürstin« und die Fachleute. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20.6.1978. Werner Ross: Wider den falschen Fachmann. In: Süddeutsche Zeitung, 14./15.10.1978. Friedhelm Kemp: Eine außerordentliche Frau. In: Süddeutsche Zeitung, 10./11.3.1979.
- 50) Vgl. die Bibliographie von Holger Fließbach (Anm. 44). Wie aus den Briefen hervorgeht, entstanden folgende Prosa-Texte in der Zeit zwischen Mai 1950 und Oktober 1954: Nächtliche Notizen; Der Gärtner in der Wüste; Der Zeichner; Die Ballade des Carroo; Die Bahnlinie; Der Maler; Pädagogik im Autobus; Die beiden Fische; Falsch addiert; Der Gast und das Zimmer; Zwei Schriftzeichen; außerdem das Gedicht »Auf Wolken steht nichts mehr geschrieben«.
- 51) Vgl. Michael Lazarus: Nachwort (Anm. 2), S.691 f; Friedrich Pfäfflin: Anmerkungen. In: Kraus (Anm. 2), Bd.II, S.17-23 und 39 ff.
- 52) Zur Suche nach den verschollenen Kraus-Briefen siehe auch den interessanten, aber nicht in allen Einzelheiten verlässlich erscheinenden Bericht von Hartmut Pankus: Von der Suche nach einer verlorenen Korrespondenz. In: Buchmarkt, April 1974, S.35-37.
- 53) Die Briefe werden im Brenner-Archiv verwahrt: Nachlaß Ludwig von Ficker, Sign. 33/18-1 bis 33/20-8.
- 54) Vgl. Anm. 2, Bd. I und II.
- 55) Vgl. Stieg (Anm. 6), S.68-70 sowie S.233. Stieg meint, Paula Schlier sei von Ebners und Fickers Wandlung ihrer Verehrung für Kraus zu einer kritischen Distanz bestimmt gewesen. Dies kann wohl weitgehend auch von Hildegard Jone gesagt werden.
- 56) Erwähnt sei eine ihrer Äußerungen über »unseren Karl Kraus« lange nach dessen Tod: »Wie geht er uns ab!« (Purkersdorf, 12.4.1957). Über ein persönliches Erlebnis mit Kraus erzählt sie: »Bei der letzten Vorlesung, die ich hörte, bekam ich eine Karte in der ersten Reihe. Da war es so überaus rührend, er hat nur zu mir heruntergesprochen, auch mit so kindlichen Mienen.« (Purkersdorf, 12.7.1936).
- 57) Hildegard Jone hat Schriften von Ferdinand Ebner herausgegeben: Wort und Liebe. Regensburg: Pustet 1935; Das Wort ist der Weg. Aus den Tagebüchern. Wien: Herder 1949. Siehe auch: Für Ferdinand Ebner. Stimmen der Freunde. Hrsg. v. Hildegard Jone. Regensburg: Pustet 1935.
- 58) Vgl. Brief Viertels an Bloch, New York, 18.8.1942. Siehe dazu auch Bloch an Viertel, 25.8.1942.
- 59) Möglicherweise hat Berthold Viertel für diesen Kraus-Abend den Aufsatz »Die letzten Tage der Menschheit« (erschienen in: Austro American Tribune II, 10.5.1944) verfaßt. Vgl. Berthold Viertel: Schriften zum Theater. München: Kösel 1970, S. 78-80 und S. 497.
- 60) Die betreffenden Briefstellen können aufgrund ihrer Häufigkeit hier nicht einzeln angegeben werden.
- 61) Vgl. Brief Fickers an Bloch, Mühlau bei Innsbruck, 29.4.1935. Woher Bloch über Dallagos schlechte materielle Lage unterrichtet war, konnte bisher nicht festgestellt werden.
- 62) ebenda.
- 63) Brief Dallagos an Bloch, Arzl b. Innsbruck, 12.5.1935 und [wahrsch. nach Ende Juni 1935]. Siehe auch Bloch an Dallago, gegen Ende Mai 1935 und Ende Juni 1935.
- 64) Vgl. Stieg (Anm. 6), S. 114-119.
- 65) Obwohl Blochs Brief die Bemerkung »In der Abschrift an etlichen Stellen verändert« enthält, ist kaum anzunehmen, daß er den hier zitierten Absatz zur Gänze getilgt hat.
- 66) Zum Verhältnis zwischen Carl Dallago und Ludwig von Ficker siehe Walter Methlagl: »Der Brenner«. Weltanschauliche Wandlungen vor dem Ersten Weltkrieg. Diss. (masch.) Innsbruck 1966, S.261-267.
- 67) Stieg (Anm. 6), S.146.
- 68) Vgl. ebenda, S.93-114.
- 69) Im November 1929 wandte sich Jaray erstmals an Bloch mit der Mitteilung des Planes, als Gemeinschaftsarbeit mehrerer »Fackel«-Liebhaber ein solches Register zu verfassen, da diese Aufgabe für einen einzelnen kaum zu bewältigen sei. Das Projekt lief 1930 zwar an, kam aber nie zu einem Abschluß. Vgl. dazu Friedrich Pfäfflin: Nachwort. Der »Fackel« ein Register! In: Franz Ögg: Personenregister zur Fackel von Karl Kraus. München: Kösel 1977, S.559-567, hier S. 563 ff. Siehe auch Eberhard Sauermanns Bemerkung (Kraus-Hefte Nr. 13, Januar 1980, S.18), daß die Briefe Karl Jarays an Ludwig von Ficker (Brenner-Archiv) Pfäfflins Geschichte des »Fackel«-Registers ergänzen könnten.

- 70) Das Manuskript einer deutschen Version — es handelt sich vermutlich um eine vorläufige Eigentübertragung Blochs — dieses Sonetts befindet sich im Nachlaß Bloch/Lazarus. Bloch beauftragte Werner Kraft, eine Nachdichtung des Sonetts zu verfassen (vgl. dazu die Korrespondenz Bloch-Kraft vor 1934). In der Festschrift erschien jedoch neben Blochs englischer Originalversion nicht Krafts Nachdichtung, sondern eine Prosaübersetzung von Karl Jaray. Vgl. Stimmen über Karl Kraus. Zum 60. Geburtstag. Wien: Richard Lá-nyi 1934, S.9 f.
- 71) Vgl. Brief Sameks an Bloch, New York, 15.12.1940. Siehe dazu auch Jochen Stremmel: »Dritte Walpurgisnacht«. Über einen Text von Karl Kraus. Bonn: Bouvier 1982 (= Literatur und Wirklichkeit 23).
- 72) Vgl. Der Konflikt um den Nachlaß von Karl Kraus. In: Neues Österreich, 6.7.1948, S.4.
- 73) Zitiert nach Stieg (Anm. 6), S.153 (»Mitgeteilt von Eugen Thurnher, der Haeckers Bewunderung für Kraus nicht verstehen konnte.« ebenda, S.321).
- 74) ebenda, S. 178 f.
- 75) Vgl. 4.3.2.

Sigurd Paul Scheichl:

Thomas Bernhard: Ferdinand Ebner, eine Erregung. — Eine Miszelle zur Ebner-Rezeption

Auseinandersetzungen mit Ferdinand Ebners Denken sind im Grunde außerhalb eines bestimmten Kreises selten geblieben, und insbesondere auf die neuere deutsche Literatur scheint er — ganz anders als Wittgenstein — kaum gewirkt zu haben. Umso mehr verdienen in einer Zeitschrift wie dieser drei Nennungen Ebners im Werk eines der wichtigsten zeitgenössischen deutschen Schriftsteller festgehalten zu werden, als Zeugnisse einer, wie wohl verräutlich oberflächlichen, Ebner-Rezeption. Hier können nur diese Rezeptionszeugnisse für an Ferdinand Ebner Interessierte festgehalten, keineswegs kann Thomas Bernhard interpretiert werden.

Ohnehin sollte man die philosophischen Interessen Thomas Bernhards nicht überschätzen, trotz seinem häufigen und nachdrücklichen Gebrauch von Wörtern wie »Denken« (Gehen, S. 10f.; u. ö.) »philosophisch«, »Philosoph« (Gehen, S. 44f., 101; Holzfällen, S. 164f.; u. ö.), trotz der unzweifelhaften Beschäftigung mit den philosophischen Schriften Wittgensteins. Doch auch die bis in Einzelheiten nachweisbare Verwendung von Motiven aus Wittgensteins Biografie in »Korrektur« (1975)¹⁾ und die Motti aus Pascal wie die gelegentliche Erwähnung anderer Philosophen in Bernhards Werken sollten den Leser nicht auf die falsche Spur lenken, Bernhard wäre von der systematischen Philosophie her zu verstehen, in seinem Werke präsentierte »sich das Dichterische in einer eigentümlichen engen Verschränkung mit dem Philosophischen«²⁾.

Die Erwähnungen Ebners in (mindestens) drei Texten des Autors zwingen nicht zu einer Revision dieser Skepsis gegenüber der Bedeutung der Philosophie für Bernhard. Im Gegenteil: auch diese Erwähnungen stehen nicht in einem Zusammenhang, der ein Suchen nach Verbindungslinien zwischen dem österreichischen Philosophen Ebner und dem österreichischen Schriftsteller Bernhard nahelegen würde.

Solche Verbindungslinien hat allerdings schon 1968 Hans Rochelt³⁾ und später mit Berufung auf ihn etwas ausführlicher Erich Jooß⁴⁾ plausibel zu machen versucht. Allerdings vermutet schon Rochelt, daß Ebners »Schriften Bernhard kaum bekannt sind«⁵⁾, und auch Jooß läßt Bernhards Ebner-Kenntnis dahingestellt⁶⁾, will — wie Rochelt — lieber von einem »Phänomen der Geistesverwandtschaft« als von Einflüssen sprechen⁷⁾. Die Nähe von Bernhards Werk zu den Ebnerschen Schriften liege darin, daß es sich als ein »Kompendium isolationistischer Verhaltensweisen interpretieren«⁸⁾ lasse. Rochelts in der repräsentativen österreichischen Literaturzeitschrift erschienener Essay dürfte Bernhard auch bekannt geworden sein.

Es ist aber wahrscheinlich doch Zufall, daß Rochelts Essay im Februar 1968 erschienen ist und sich die erste bekannte Nennung Ebners bei Bernhard in der für eine — schließlich abgesagte — Festveranstaltung am 21. März 1968 geschriebenen Rede findet⁹⁾.

Die Stelle — »aber ich erzähle auch nichts über Ferdinand Ebner oder über T.E. Lawrence«¹⁰⁾ — kann hier überhaupt nur als Beleg dafür verbucht werden, daß Bernhard von Ebner wußte und ihm vielleicht auch eine gewisse Bedeutung beimaß; die Fülle der Namen von Homer über Shakespeare zu Henry James, die Bernhard in dieser Rede erwähnt, nur um zu sagen, daß er über sie nicht sprechen werde, macht es unmöglich, in diesem Rahmen mehr über diesen Satz auch nur zu mutmaßen.

Die erste Ebner-Erwähnung in einem fiktiven Text Bernhards findet sich in »Gehen« (1971), das als ganzes weitgehend ein vielfach gebrochener Monolog des mit dem Ich-Erzähler spazierenghenden Oehler über seinen wahnsinnig gewordenen Freund Karrer ist¹¹⁾:

Es war bei dem Vorhaben Karrers, mir auf der Friedensbrücke einen wittgensteinschen Satz zu erklären, geblieben, aus Erschöpfung erwähnte Karrer nicht einmal mehr den Namen Wittgenstein auf der Friedensbrücke, ich selbst war zur Erwähnung des Namens Ferdinand Ebner nicht mehr fähig gewesen, so Oehler. So haben wir uns in letzter Zeit sehr oft in einem Erschöpfungszustand befunden, in welchem wir auf einmal nicht mehr, was wir zu erklären vorgehabt hatten, erklären haben können, die Friedensbrücke benutzten wir zum Abschwächen unserer Erschöpfungszustände, so Oehler. Gegenseitig hatten wir uns zwei Sätze erklären wollen, sagt Oehler, ich Karrer einen ihm vollkommen unklaren Satz von Wittgenstein, er, Karrer, mir einen mir vollkommen unklaren Satz von Ferdinand Ebner. Aber aus Erschöpfung waren wir auf der Friedensbrücke auf einmal gar nicht mehr fähig gewesen, die Namen Wittgenstein und Ferdinand Ebner auszusprechen, weil wir unser Gehen und unser Denken, das eine aus dem andern, sagte Oehler, zu einer unglaublichen, beinahe nicht mehr aushaltbaren Nervenanspannung gemacht haben. (Gehen, S.83 f.)

Offensichtlich kennt Bernhard den Gegensatz zwischen der Sprachphilosophie Ebners und der Sprachphilosophie Wittgensteins — aber er geht darauf nicht inhaltlich ein, sondern nützt den Gegensatz als einen unter vielen anderen zur Zuspitzung der (schein-)dialektischen Grundstruktur¹²⁾ vieler Passagen von »Gehen« (vgl. z.B. S. 23). Wie wenig es auf Inhaltliches ankommt¹³⁾, wie wenig es auch für die Figuren (soweit man überhaupt von solchen sprechen kann) von Bedeutung ist, wer Ebner und wer Wittgenstein zu erklären vermag, läßt sich nicht zuletzt daraus entnehmen, daß, am Beginn des Zitats, Karrer derjenige ist, der »einen wittgensteinschen Satz zu erklären« versucht, dann aber Oehler seinem Freund Karrer einen wittgensteinschen, Karrer hingegen plötzlich Oehler einen ebnerschen Satz erklären will.

Diese Umdrehung kehrt auch am Schluß dieses Prosatextes wieder:

Wie ich nichts mehr erklären kann, so Karrer. Schmutz und Alter und absolute Künstlichkeit, so Karrer. Sie mit Ihrem Ferdinand Ebner, so Karrer immer wieder, ich mit meinem Wittgenstein zuerst, dann Sie mit Ihrem Wittgenstein und ich mit meinem Ferdinand Ebner, so Karrer. (Gehen, S. 100)

Die Nennung der beiden Sprachphilosophen ist für den Text allerdings insofern von Bedeutung, als das Verhältnis von Sprache und Realität zu den Themen von »Gehen« gehört¹⁴⁾, ja dieses Verhältnis strukturbestimmend ist: denn wir erfahren in diesem Buch alles nur mittelbar, 'erzählt' wird nicht von Ereignissen, sondern letztlich vom 'Erzählen' von Ereignissen. (*»Im Grunde ist alles, was gesagt wird, zitiert, ist auch ein Satz von Karrer, der mir in diesem Zusammenhang einfällt [. . .]«*; Gehen, S. 22).

Auch die Ebner-Erwähnungen in Bernhards jüngstem Buch »Holzfällen. Eine Erregung« (1984) nehmen kaum auf Gedanken Ebners Bezug¹⁵⁾, sind aber sonst wohl konkreter als die Stellen in »Gehen«. Trotz der sehr großen Nähe zwischen Ich-Erzähler und Autor in diesem Buch sollte man auch im Auge behalten, daß die Urteile über Ebner doch nicht direkt von Bernhard, sondern vom Ich-Erzähler gefällt werden. »Holzfällen« ist, auf einer Ebene, eine ungemein aggressive Auseinandersetzung mit dem Wiener Kulturleben der fünfziger Jahre und mit Bernhards eigener Erinnerung an diese Zeit. Und als ein Merkmal des Wiener Geisteslebens jener Periode gerät auch die damalige Ebner-Rezeption (die schließlich zu Seyrs Ebner-Gesamtausgabe in den sechziger Jahren geführt hat) in Bernhards Visier — als eine, wie er es sieht, Modeerscheinung, die seither durch eine ebenso modische Wittgenstein-Rezeption abgelöst worden sei. (Auf inhaltliche Merkmale der damaligen Ebner-Rezeption, etwa auf ihren katholischen Charakter, geht Bernhard nicht ein.)

Die besonders abwertenden Formulierungen über Ebner in diesem Buch mögen auch damit zu tun haben, daß die Schriftstellerin Jeannie Ebner, eine Nichte des Philosophen, als »Jeannie Billroth«, als »sogenannte Philosophennichte« (Holzfällen, S. 216), verschlüsselt eines der Hauptobjekte von Bernhards »Erregung« in diesem Buch ist.

Der Ich-Erzähler erinnert sich während eines »künstlerischen Abendessens« beim Ehepaar Auersberger einerseits an seine Beziehungen zu den Auersbergers und ihren Freunden

in den fünfziger Jahren, andererseits auch an die unmittelbar vorhergehende Wiederbegegnung mit den früheren Freunden, deren Folge die Einladung zu diesem Abendessen ist. Bei dieser zufälligen Begegnung hatte das Ehepaar dem Erzähler gesagt, es habe eben sämtliche Bücher von Wittgenstein erstanden:

und wenn sie behaupteten und sich also den Anschein gaben, sie seien philosophisch, so waren sie doch nichts, als verschroben, und es fiel mir wieder ein, mit welcher Widerwärtigkeit sie zu mir auf dem Graben gesagt hatten, sie hätten jetzt *alles von Wittgenstein*, genauso wie sie fünfundzwanzig Jahre vorher gesagt hatten, sie hätten jetzt *alles von Ferdinand Ebner*; [. . .]

(Holzfällen, S. 164)

Die wichtigere Passage, Ebner gegenüber reichlich boshaft formuliert, verweist wie die zitierte Stelle aus »Gehen« auf den Gegensatz zwischen Ebner und Wittgenstein, zeigt auch einige mindestens oberflächliche (aber im Fall Ebner doch nicht ganz selbstverständliche) biografische Kenntnisse über die beiden Philosophen:

Sie haben alle immer gerade *nur in der Mode gelebt*, dachte ich, sich immer die Mode als Anschein übergezogen und sich diesem Überzug auf das Totalste unterworfen, dachte ich, und wie es Mode gewesen ist, Ferdinand Ebner zu lesen in Wien, haben sie Ferdinand Ebner gelesen, wie es heute Mode ist, Wittgenstein zu lesen, lesen sie Wittgenstein, aber sie lasen natürlich niemals Ferdinand Ebner und sie lesen heute nicht Wittgenstein, sie hatten vor dreißig Jahren die Ebnerbände nachhause getragen, wie jetzt die Wittgensteinbände, und reden darüber und lesen sie nicht, reden solange darüber und lesen sie nicht, bis das, über das sie andauernd und unter Umständen jahrelang reden, auf einmal aus der Mode gekommen ist und sie deshalb auf einmal nicht mehr darüber reden. Und weil jetzt soviel von Wittgenstein die Rede ist, wie einmal in Wien von Ferdinand Ebner die Rede gewesen war, denke ich, daß doch der Wittgenstein mehr Philosoph als Lehrer und der Ferdinand Ebner mehr Lehrer als Philosoph gewesen ist und daß der Wittgenstein überleben und als Philosoph in die Geschichte eingehen wird, nicht aber der Ferdinand Ebner, der nur als Lehrer in die Geschichte eingegangen ist. (Holzfällen, S. 167 f.)

Bei aller Tendenz zur Verzerrung, ja zur provokanten Karikatur, die für »Holzfällen« charakteristisch ist, sollte man Bernhards Darstellung der Ebner-Lektüre als einer Modeerscheinung der fünfziger Jahre — mit denen der Autor hier abrechnet — ernst nehmen. Aus diesen fünfziger Jahren stammen wohl auch Bernhards wie immer einzuschätzende Ebner-Kenntnisse¹⁶⁾; das Milieu der Ebner-Leser war wohl das Milieu, in dem Bernhard sich damals bewegte¹⁷⁾.

Zwischen der im Zusammenhang der Rede vermutlich als positiv einzuschätzenden Erwähnung Ebners von 1968, seiner wertfreien Nennung in »Gehen« von 1971 und seiner abwertenden Einstufung in »Holzfällen« von 1984 besteht ein deutlicher Unterschied. Ich möchte ihn freilich eher der verschiedenen Funktion der Erwähnung von Ebners Namen vor allem in den beiden Büchern zuschreiben als einer Entwicklung in Bernhards Beschäftigung mit dem Denker. 1971 war der Name eine Chiffre für die sprachbezogene Thematik des Textes; 1984 ist er ein Merkmal eines Teils der Kulturszene der fünfziger Jahre, gegen den sich Bernhards Aggressionen in diesem Buch richten. Ob man von einer wirklichen Auseinandersetzung Bernhards mit Ebner sprechen kann, muß nach wie vor offen bleiben.

Anmerkungen:

Ausgaben:

Thomas Bernhard: *Gehen*. Frankfurt 1971 (= suhrkamp taschenbuch 5).

Thomas Bernhard: *Holzfällen*. Eine Erregung. Frankfurt: Suhrkamp 1984.

- 1) Dazu am ausführlichsten: Alfred Barthofer: Wittgenstein mit Maske. Dichtung und Wahrheit in Thomas Bernhards Roman »Korrektur«. In: Österreich in Geschichte und Literatur 23, 1979, S. 186-207. Daß eine zentrale Stelle in »Gehen« von Wittgensteinschen Gedanken her verstanden werden kann, macht Wendelin Schmidt-Dengler plausibel: Von der Schwierigkeit, Thomas Bernhard zu lesen. Zu Thomas Bernhards »Gehen«. In: Gegenwartsliteratur als Bildungswert. Hrsg. v. Alois Brandstetter. Wien: Bundesverlag 1982. (= Schriften des Institutes für Österreichkunde 41), S. 71-82, hier S. 80 f.

- 2) Hans Rochelt: Sprache und Verstörung. Zur Prosa von Thomas Bernhard. In: Literatur und Kritik 3, 1968, S. 38-43, hier S. 38. Ähnlich Christa Strebel-Zeller: Die Verpflichtung der Tiefe des eigenen Abgrunds in Thomas Bernhards Prosa. Diss. Zürich 1975, S. 9: »Bernhards Werk stellt hohe Anforderungen an den Interpret, weil es umfanglichere philosophische Kenntnisse voraussetzt«; sie weist allerdings an derselben Stelle darauf hin, daß für die Variation eines Wittgenstein-Zitats bei Bernhard »weher die Magie des Wortes als der philosophische Gehalt von Wittgensteins Aussage« ausschlaggebend gewesen sein könnte. Man vergleiche auch die Ergebnisse von Strebel-Zellers Arbeit: ein widerspruchsfreies Bernhardsches System gebe es nicht (S. 125 - 127). Ganz von der Philosophie geht auch Alfred Focke aus: »Übersterbensgroß liegen wir beieinander«. Erwägungen zu Thomas Bernhard. In: die rampe (Linz), 1979, Heft 1, S. 23 - 37. Das Scheitern eines relativ frühen Versuchs, Bernhard mit Kriterien Carnaps beizukommen, analysiert (in einer insgesamt sehr eigenwilligen Studie) Helmut Gross: Strukturphilosophischer Versuch über Thomas Bernhards »Gehen«. In: Thomas Bernhard. München 1974 (= Text + Kritik 43), S. 29-35, hier S. 32.
- 3) Rochelt (Anm. 2), S. 41 ff.
- 4) Erich Jooß: Aspekte der Beziehungslosigkeit. Zum Werke von Thomas Bernhard. (Diss. München 1975). Selb: Notos 1976, S. 42-44.
- 5) Rochelt (Anm. 2), S. 41.
- 6) Jooß (Anm. 4), S. 42.
- 7) ebenda.
- 8) ebenda, S. 43.
- 9) Das Datum bei Jens Dittmar: Thomas Bernhard. Werkgeschichte. Frankfurt 1981 (= suhrkamp taschenbuch 2002), S. 98.
- 10) Thomas Bernhard: Der Wahrheit und dem Tod auf der Spur. Zwei Reden. In: Neues Forum (Wien) 15, 1968, S. 347 - 349, hier S. 348.
- 11) Vgl. die 'Inhaltsangabe' bei Bernhard Sorg: Thomas Bernhard. München: C.H. Beck, text + kritik 1977 (= Autorenbücher 7), S. 165.
- 12) Diese Struktur am Beispiel von »Kalkwerk« stellt u.a. Bernhard Sorg: Thomas Bernhard. In: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. München: text + kritik 1978 ff. (Stand 1982), S. 7, kurz dar.
- 13) Vgl. Gross (Anm. 2), S. 32; auch Sorg (Anm. 11), S. 169, sieht die mit den Namen Wittgenstein und Ebner bezeichneten »Spuren und Abhängigkeiten« als wenig konkret.
- 14) Insofern ist mit Schmidt-Dengler (Anm. 1), S. 76, die von Gross und Sorg vertretene Position (vgl. Anm. 13) zu modifizieren.
- 15) Vgl. Schmidt-Dengler (Anm. 1), S. 79, wo eine Parallele zwischen einer Stelle in »Gehen« und Wittgenstein angenommen wird, während eine solche Parallele (im Sinne Rochelts und Jooß' — Anm. 2 — mußte gesagt werden: eine ins einzelne gehende Parallele) zwischen Ebner und Bernhard noch nicht nachgewiesen worden sei.
- 16) Vgl. Anm. 5 und 6.
- 17) Daß Bernhards Gedichte zum Teil im katholischen Otto Müller - Verlag erschienen sind (1957, 1958), ist im Zusammenhang mit seiner Ebner-Rezeption wohl eine Anmerkung wert. Übrigens geht aus im Brenner-Archiv aufbewahrten Briefen von Hans Rochelt an Ludwig v. Ficker (1966) hervor, daß sich dieser Kulturjournalist seit etwa 1956 mit Ebner beschäftigt, auch ein Beleg für die von Bernhard karikierte Ebner-Rezeption der fünfziger Jahre.

Eberhard Sauer mann:

Trakls Widmung an Gretl oder Das Märchen von Bruder und Schwester

Der Widmung Trakls an seine Schwester Gretl kann man den höchsten Grad an persönlicher Nähe und Individualität unter all seinen Widmungen bescheinigen — trotz der darin enthaltenen literarischen Anspielung.¹⁾ Es scheint sogar möglich zu sein, eine Verbindung zwischen dem privaten Verhältnis Trakls zu Gretl und der literarischen Anspielung herzustellen.

Bevor Trakl im Herbst 1908 sein Pharmaziestudium in Wien aufnahm, schrieb er Gretl in ein Exemplar von Flauberts »Madame Bovary« folgende Widmung:

»Meinem geliebten kleinen Dämon, der entstieg ist dem süßesten und tiefsten Märchen aus 1001 Nacht. in memoriam! Georg. Salzburg, im Sommer d.J. 1908.« (HKA I 466)

Ich möchte die These aufstellen, daß Trakl mit »dem« süßesten und tiefsten Märchen aus »1001 Nacht« ein ganz bestimmtes gemeint hat, nämlich »Die Geschichte des ersten Bettlers«, von Schehrezâd²⁾ in der 11. und 12. Nacht erzählt:

Auf Bitten seines Veters, eines Königssohnes, mauert der (nachmalige) Bettelmönch seinen Vetter zusammen mit einer verschleierte Dame in einem Grabgewölbe ein. Nach einiger Zeit klärt er seinen Onkel über das Verschwinden von dessen Sohn auf, führt ihn zum Grabgewölbe, bricht eine Öffnung in die Mauer und steigt mit ihm hinunter; Rauch dringt ihnen entgegen, auf einem Lager finden sie die beiden Verschollenen zu schwarzer Kohle verbrannt. Der Onkel spuckt seinem toten Sohn ins Gesicht und schlägt ihn mit seinen Schuhen; schließlich erklärt er seinem Neffen den Grund seines Zorns: »O mein Neffe, siehe, dieser mein Sohn hatte von Kindheit an eine leidenschaftliche Liebe zu seiner Schwester gefaßt. Ich verbot es ihm, indem ich bei mir sagte: 'Jetzt sind sie noch jung.' Als sie dann erwachsen waren, und die Schande doch von ihnen begangen wurde, konnte ich es erst nicht glauben, wie ich es hörte, tadelte ihn jedoch streng und sagte zu ihm: 'Hüte dich vor dieser Schande, welche weder vor dir jemand begangen hat, noch nach dir begehen wird, sonst müssen wir in Schimpf und Schmach unter den Königen bis zum Tode leben, und unser Name wird durch die Reisenden weit und breit ruchbar. Nimm dich in acht, daß solche Sache nicht von dir geschieht, sonst erzürne ich mich wider dich und laß dich hinrichten.' Darauf trennte ich beide streng voneinander; die gemeine Dirne liebte ihn aber zu heftig und der Teufel hatte sie schon in seiner Gewalt. Als er merkte, daß ich ihn von ihr getrennt hielt, machte er heimlich diesen unterirdischen Ort, schaffte, wie du siehst, die Speisen hierher und benutzte meine Unachtsamkeit während meines Jagdausfluges. Aber der Wahrhaftige, Lob sei Ihm, dem Erhabenen! eiferte wider sie beide und verbrannte sie. Die Strafe im Jenseits wird jedoch noch härter und dauernder sein.«³⁾

Dies ist die einzige Erzählung in dem umfangreichen Sammelwerk »1001 Nacht«, die von einem bewußt vollzogenen Inzest handelt.⁴⁾

Mir scheint die Annahme berechtigt, daß Trakl »1001 Nacht« zumindest auszugsweise gelesen hat, und zwar (noch einmal?) um 1908, im Alter von ca. 20 Jahren. Vielleicht wurde er zur Lektüre durch die Einleitung Hofmannsthals zur Neuausgabe von 1907 angeregt: »Wir hatten dieses Buch in Händen, da wir Knaben waren; und da wir zwanzig waren, und meinten weit zu sein von der Kinderzeit, nahmen wir es wieder in die Hand, und wieder hielt es uns, wie sehr hielt es uns wieder!«⁵⁾

Daß Trakl sich bei seiner Widmung an Gretl auf das Märchen vom ersten Bettler bezogen hat, kann durch Parallelbelege aus seinem Werk wahrscheinlich gemacht werden:

— Die Rahmenerzählung vom König Scherijâr, der sich jede Nacht eine andere (Jung-)Frau nimmt und sie am Morgen töten läßt, kann Trakls Interesse gefunden haben, wie es seine thematisch verwandten Frühwerke »Don Juans Tod« (wahrscheinlich 1906-

1908) und »Blaubart« (vor 5./6.2.1910) nahelegen.

— Die Wahl des Wortes »Dämon« in der Widmung läßt sich auf eine wichtige Figur in »1001 Nacht«, den Dämon, zurückführen: die ersten Erzählungen (1.-9.Nacht) handeln von einem Kaufmann bzw. einem Fischer und einem Dämon.⁶⁾ Trakl verwendet »Dämon« in seinem fast zur selben Zeit wie die Widmung entstandenen Brief 4 (Wien, 5.10.1908) an seine Schwester Hermine von Rauterberg: »Ich habe die fürchterlichsten Möglichkeiten in mir gefühlt, gerochen, getastet und im Blute die Dämonen heulen hören, die tausend Teufel mit ihren Stacheln, die das Fleisch wahnsinnig machen.« (HKA I 472) In Trakls Werk findet sich »Dämon« erstmals in den um 1908 entstandenen Gedichten »Gesang zur Nacht« (HKA I 226) und »Ballade« III (HKA I 231), dann 3 mal um 1912 und schließlich in der 'Erinnerungsdichtung' »Traum und Umnachtung« Anfang 1914 (»ein flammender Dämon, die Schwester« - HKA I 149; »daß er schweigend über sein eigenes Blut und Bildnis herfiel, strahlender Dämon« - HKA II 279).

— Der Erzähler des Märchens ist ein Bettler: Trakl verwendet »Bettler« erstmals in »Maria Magdalena« (vor 14.7.1906, HKA I 196), in »Gesang zur Nacht« (vor 18.4.1908 oder bald danach, HKA I 223), in »Geistliches Lied« (wahrscheinlich zwischen 2. Hälfte Juli 1910 und Februar 1912, HKA I 30) und in dem offensichtlich auf eine Vorlage der Frühzeit zurückgehenden⁷⁾ Dramenfragment (Frühjahr 1914, HKA I 456 und 459 bzw. II 498).

— Im Märchen hat der Teufel die Liebenden in seiner Gewalt: Trakl verwendet »Teufel« im oben zitierten Brief an seine Schwester Hermine, in »Don Juans Tod« (HKA I 450) und in »Blaubart« (»Muß der Teufel feiern zur Lust den Tod« - HKA I 444).

— Im Märchen wird der Sohn von seinem Vater wegen des Inzests »Verruchter« gescholten: Trakl verwendet »Verruchter« bzw. »verruht« erstmals in »Blutschuld« (Sammlung 1909, »Noch bebend von verruchter Wollust Süße« - HKA I 249), dann in »Andacht« (vor 17.10.1909, »Kelch verruchter Schauer«, im Zusammenhang mit einer Frau - HKA I 221), in »Blaubart« (HKA I 437), in »Unterwegs« I, 2. Fassung (vor Dezember 1912, HKA II 387), in »Lange lauscht der Mönch. . .« (Dezember 1912, HKA II 452), in »Nähe des Todes«, 2. Fassung (Dezember 1912 - Januar 1913, HKA II 111) und in »Traum und Umnachtung« (»verruhtes Geschlecht« - HKA II 273).

— Der »Dämon« der Widmung, der »dem« Märchen entsteigt, erinnert an die Dämonen aus »1001 Nacht«, die einer Flasche o.ä. zu entsteigen pflegen, sowie an das Grabgewölbe im Märchen, aus dem die Liebenden nicht mehr heraufgestiegen sind.

Die Zusammenstellung dieser Parallelbelege soll keinesfalls eine einlinige Übernahme bestimmter »1001 Nacht«-Motive und -Wörter durch Trakl beweisen. Sie bestätigt aber einerseits die Eigenart des Wortschatzes in Trakls Frühwerk und seine Gebundenheit an die zur Jahrhundertwende dominante Thematik des Unheimlichen und Verruchten und läßt andererseits die Annahme eines Inzests zwischen Trakl und Gretl berechtigter denn je erscheinen.

Anmerkungen:

- 1) Vgl. Eberhard Sauer mann: Unbekannte Widmungen Georg Trakls. In: Mitteilungen aus dem Brenner - Archiv 2, 1983, S.62 f., hier S. 63.
- 2) Bei der Zitierung der Namen der beiden Hauptpersonen von »1001 Nacht« halte ich mich an die derzeit wohl gültigste Ausgabe: Die Erzählungen aus den tausendundein Nächten. Vollständige deutsche Ausgabe in 6 Bänden. Zum ersten Mal nach dem arabischen Urtext der Calcutta Ausgabe aus dem Jahre 1839 übertragen von Enno Littmann. Wiesbaden 1953. 6.-10.Tsd. 1954 (1. Aufl. 1923 - 1928).
- 3) 1001 Nacht. Aus dem Arabischen übertragen von Max Henning. 8 Bände. Leipzig 1896 - 1900 (= Reclams Universal-Bibliothek 3692 ff.), S.95 f. — Vermutlich hat Trakl diese — vollständige und billigste — Ausgabe benützt.
- 4) »Die Geschichte des Königs Omar . . .« (45.-106. Nacht) handelt von Bruder und Schwester, die viele Jahre voneinander getrennt sind, einander nicht wiedererkennen, sich vermählen, aber ihre intime Beziehung sofort aufgeben, als sie die Wahrheit über ihre Herkunft erfahren.

- 5) Hugo von Hofmannsthal: Einleitung. In: Die Erzählungen aus den 1001 Nächten. Vollständige deutsche Ausgabe in 12 Bänden. Von Felix Paul Greve. Leipzig: Insel 1907-1908, S.VII-XV, hier S.VII. — Wiederveröffentlicht (und bezüglich Interpunktion leicht verändert) unter dem Titel »Tausendundeine Nacht« in: H. v.H.: Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Prosa II. Frankfurt 1976, S.270-278.
- 6) In den beiden genannten Ausgaben von 1896-1900 bzw. 1907-1908 wird der Dämon zwar Ifrit bzw. Dschinni genannt, aber schon Hofmannsthal spricht in seiner Einleitung nur von »Dämonen«.
- 7) Vgl. Sieglinde Klettenhammer: Unbekanntes Puppenspiel »Kaspar Hauser« von Georg Trakl. In: Mitteilungen aus dem Brenner - Archiv 1, 1982, S. 50-56, hier S. 54.

Unveröffentlichte Autographen Georg Trakls

Meiner Aufmerksamkeit ist bisher die Existenz zweier unveröffentlicher Autographen Trakls entgangen; sie sind weder in der historisch-kritischen Trakl-Ausgabe noch in der »Neuen Trakl-Bibliographie« von Walter Ritzer (Salzburg 1983) dokumentiert. Pfäfflin hat in seinem Kommentar zu den Kraus-Nádherný-Briefen auf zwei Karten Karl Borromäus Heinrichs an Karl Kraus mit Grüßen von Trakl hingewiesen (Karl Kraus: Briefe an Sidonie Nádherný von Borutin. 1913-1936. 2 Bände. Hrsg. v. Heinrich Fischer u. Michael Lazarus. München 1974, Bd.2, S. 151). Sie werden in der Wiener Stadt- und Landesbibliothek unter der Inventarnummer 146.194 bzw. 146.197 verwahrt (Kopie im Forschungsinstitut »Brenner-Archiv«). Abgesehen vom dokumentarischen Zweck soll die literaturgeschichtliche Bedeutung des Fundes hervorgehoben werden:

1. Ansichtskarte, Innsbruck (Poststempel), 15.9.1913:

Mit den ergebensten Grüßen verbleibe ich Ihr alter Heinrich.

Mit den respektvollsten Grüßen Ihr sehr ergebener G. Trakl

Rückseite: Ansicht der Maria-Theresienstraße in Innsbruck, Notiz von Heinrichs Hand: »Dieses ist lange her«.

Trakl hat die zweite Augushälfte 1913 in Venedig u.a. mit Kraus verbracht. Nach Innsbruck zurückgekehrt, schreibt er ca. zwischen 3. und 7.9.1913 an Heinrich nach Warnsdorf, er würde sich über ein Treffen mit ihm in Innsbruck freuen (Brief 96, HKA I 524). »Dieses ist lange her« ist ein Zitat aus Trakls Gedicht »Abendlied« (HKA I 65), das zuerst im »Brenner« vom 15.2.1913 und dann wieder in dem im August 1913 ausgelieferten Band »Gedichte« erschienen ist. Trakl hat dieses Gedicht wahrscheinlich zwischen 3. und 15.1.1913 geschrieben (laut HKA bereits im Dezember 1912) und es vielleicht auch Kraus gezeigt, als sie sich — zusammen mit Heinrich und anderen — im Rahmen der Innsbrucker Kraus-Vorlesung vom 16.1.1913 getroffen haben. Jedenfalls dürfte das Zitat auf den damals »lange«, nämlich 8 Monate zurückliegenden Innsbruck-Aufenthalt von Kraus Bezug nehmen.

2. Ansichtskarte, Berlin (Poststempel), 27.3.1914:

Lieber Herr Kraus, auf Wiedersehen am 1. April. Wir sind da. Heinrich.

Die respektvollsten Grüße Ihres G. Trakl

Rückseite: Ansicht des Brandenburger Tors.

Mit dieser Karte ist bewiesen, daß Heinrich Ende März 1914 in Berlin war und gemeinsam mit Trakl in die Berliner Kraus-Vorlesung vom 1.4.1914 gehen wollte; daß es dazu gekommen ist und daß Trakl dort Kraus getroffen hat, ist anzunehmen. In meiner Untersuchung »Zur Datierung und Interpretation von Texten Georg Trakls. Die Fehlgeburt von Trakls Schwester als Hintergrund eines Verzweiflungsbriefs und des Gedichts 'Abendland'«. Innsbruck 1984 (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe Bd. 23), S. 21-23, habe ich aus den Briefen Fickers an Trakl (Innsbruck, 30.3.1914), Heinrichs an Ficker (Berlin, 11.5.1914) und Else Lasker-Schülers an Ficker (Berlin, wahrscheinlich 10.12.1914) auf einen Berlinaufenthalt Heinrichs nach dem 20.-22.3.1914 geschlossen und gleichzeitig vermutet, Ficker habe Trakl in einem — verschollenen — Telegramm auf die Berliner Kraus-Vorlesung vom 1.4.1914 (angekündigt in der »Fackel« Nr. 395-397 vom 28.3.1914) hingewiesen. Dies diene meiner These, daß Trakls Brief 106 an Ficker nicht schon im November 1913 in Wien (laut HKA), sondern erst am 1. oder 2.4.1914 in Berlin entstanden ist. Angesichts der hier vorgestellten Karte Heinrichs an Kraus scheint die Neu-Datierung bzw. -Lokalisierung von Trakls Brief noch berechtigter zu sein:

»Vielen Dank für Ihr Telegramm. Kraus läßt vielmal grüßen. Dr. Heinrich ist hier wieder ernstlich erkrankt. . . « (HKA I 529)

2. X. 1914

Mit dem ergebensten Grüßen
Verbleibe ich
Ihre
allg.
Heinrich
St. Pauli, Innsbruck 1030

Mit dem ergebensten Grüßen
Verbleibe ich
Ihre
allg.
Heinrich

Herrn
Karl Kraus

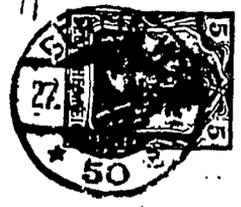


Wien III / 2

Hinterer Zollamts-
strasse 3,

Herrn
Karl Kraus,
auf-
Wiedersehen am 1. April.
Wir sind da.
Heinrich
St. Pauli, Innsbruck 1030

Wien
i. h. w.



Herrn
Karl Kraus

Wien III
Hinterer Zollamts-
strasse 3 Verleg. Dietrich

Eberhard Steinacker:

Brief an einen Herausgeber der Zangerle-Festschrift »Untersuchungen zum 'Brenner'«

24.4.84

Sehr geehrter Herr Dozent!

Nachdem ich die Zangerle-Festschrift nun mit viel Interesse und auch Gewinn so ziemlich durchgelesen habe — manches ist hervorragend! — wollte ich Ihnen gerne über drei Punkte Rechenschaft ablegen.

S. 295: Sicherlich ist die Namensgleichheit des in *Wiese im Park* genannten Schlosses mit dem Namen des frühverstorbenen, von Karl Kraus verehrten Dichters Zufall. Die Nennung von Janowitz — zunächst Huldigung an die Besitzer des Schlosses — ist aber doch wohl auch ein diskreter Hinweis für den kleinen Kreis der Wissenden, mit dem Kraus nur rechnen konnte, Hinweis darauf, daß er sich zu diesem Gedicht durch Verse von Franz Janowitz hatte anregen lassen, somit also auch ein indirekter oder besser, verschlüsselter Freundschaftsbeweis für diesen.

S. 165 und 171: Dieser Interpretation von *Grodek* kann ich mich wirklich nicht anschließen. »Die ungeborenen Enkel« deuten doch nicht auf eine, sondern eben auf keine Zukunft, da die auf dem Schlachtfeld hingeopferte Jugend ohne Nachkommenschaft stirbt. Das traurige (hier ein sehr schwächerer Ausdruck!) Sterben der Krieger ist nicht ohne **h o f f n u n g s v o l l e** Anzeichen! Das Todesgrauen wird in keinem anderen Gedicht, das ich kenne, körperlich spürbar, wie in *Grodek*. Nicht daß es jede Hoffnung ausschließt, doch liegt diese jenseits des Horizonts des Gedichtes, sie wird nicht durch Worte, sondern durch Schweigen ausgedrückt. »Das Ganze scheint sogar in eine **v e r s ö h n e n d e** Stimmung eingebettet zu sein.« — wenn die Umnachtung des Todes den Todwunden endlich von seinen Qualen erlöst! »Von der **o p t i m i s t i s c h e n** Färbung in den letzten zwei Zeilen. . .«: Von der Oberflächlichkeit, auf der Optimismus sprießt, ist die vom Tod überschattete Schwermut oder, um es mit Ludwig Ficker zu sagen, »die unendlich gefaßte Verzweiflung« eines Georg Trakl wohl durch Welten getrennt. — Ich weiß, daß ich gegen den Verf. des Aufsatzes ungerecht bin, weil ich nicht auf seine gewiß nicht aus der Luft gegriffenen Betrachtungen über Christus und Dionysos, Jesus und Nietzsche eingegangen bin, durch die er ja zu seiner m. E. verfehlten Deutung von *Grodek* motiviert worden ist. Wäre diese Motivierung nicht, könnte man ja geradezu auf den Gedanken kommen, Herr Richard Detsch wäre ein abgesagter Feind des Pazifismus und wollte um jeden Preis verhindern, daß die Dichtung Trakls für Bewegungen vereinnahmt wird, die »Nie wieder Krieg« auf ihr Banner geschrieben haben (und vielleicht nicht immer das hohe Ethos einer Berta von Suttner zu halten vermögen). Diese Deutung des Aufsatzes wäre sicherlich abwegig.

S. 527: Ihre *Bemerkungen*. . . sind mir ganz aus der Seele geschrieben! Nicht sehr lange vor dem Tod Ludwig Fickers nannte ich ihm gegenüber einmal, ohne weiter nachzudenken, den *Brenner* eine katholische Zeitschrift. Es war auf dem Platz vor dem Gasthof Ko-reth. Darauf rief er sehr temperamentvoll und dezidiert: »Der *Brenner* ist keine katholische Zeitschrift!« und gab in einem nicht ganz kurzen Satz eine Wesensbestimmung des *Brenner*. Ich könnte mich heute noch aufkrauten, daß ich mir das damals nicht aus frischer Erinnerung aufgeschrieben habe. »Er ist eine im Licht des christlichen Strahlungs-bereiches stehende Zeitschrift«, ist meine heutige, verkürzende, hoffentlich nicht stümper-hafte Wiedergabe. Das Wort christlich kam vor.

Ich würde viele Seiten brauchen, um alles anzuführen, was ich an der Zangerle-Festschrift als fruchtbar, als echte Bereicherung empfand. So möge es also mit den obigen drei Punkten sein Bewenden haben.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

Eberhard Steinacker

Richard Detsch:

Erwiderung

Herrn Eberhard Steinackers Meinung, daß »Die ungeborenen Enkel« in »Grodek« »doch nicht auf eine, sondern eben auf keine Zukunft« deuten, steht in Widerspruch zu den Ausführungen Ludwig von Fickers über sein letztes Treffen mit Trakl, in denen auch dieses Gedicht zur Sprache kommt. Ficker erzählt von Trakls ursprünglicher Fassung des Gedichtschlusses, in der bekanntlich das »Schicksal« der ungeborenen Enkel etwas breiter ausgemalt werden sollte. Logischerweise kann nur der ein Schicksal haben, der auch existiert. Irgendeine Art Existenz wird durch Fickers Worte den »Enkeln« Trakls zugesprochen. Es kann also nicht lediglich die durch den Tod der »Helden« unmöglich gewordene Nachkommenschaft gemeint sein, so wie Herr Steinacker diesen Vers aufzufassen scheint. Ich will jedoch damit nicht bestreiten, daß das Schicksal dieser Enkel unter äußerst negativen Vorzeichen steht. Mir scheint nur das Urteil »keine Zukunft« etwas zu einseitig und unüberlegt. Auch daß Trakl im Gedicht irgendeiner politischen Bewegung wie dem Pazifismus, dem damaligen oder dem jetzigen, das Wort redet, will mir nicht einleuchten, so gern ich selbst mit ganzer Seele dem Pazifismus zuneige.

Wenn wir also den Vers »Die ungeborenen Enkel« nicht auf die unmöglich gewordene Nachkommenschaft der toten »Helden« einengen können, bleibt die Frage, wer mit diesem Vers sonst gemeint sein könnte. Trakl sagte von sich einmal: »Ich bin ja erst halb geboren.« Am Ende vom »Kaspar Hauser Lied«, vom Lied des jungen Ermordeten also, mit dem sich Trakl bekanntlich identifizierte, heißt es: »Silbern sank des Ungeborenen Haupt hin.« In gleicher Weise scheint das Wort »Enkel« auf Trakl selbst anzuspielen. Am Ende von »Helian«, in dem Trakl sein eigenes Schicksal in Verbindung mit dem von Christus bringt, heißt es:

Da der Enkel in sanfter Umnachtung
Einsam dem dunkleren Ende nachsinnt,
Der stille Gott die blauen Lider über ihn senkt.

Man darf also annehmen, daß das Gedicht »Grodek« nicht nur von den im Kampf getöteten Soldaten handelt, sondern von Trakls eigenem Schicksal, das doch durch das Erscheinen der Schwester noch unterstrichen wird, die in einem Gedicht, das lediglich ein Kriegs-(oder Antikriegs-)gedicht wäre, nichts zu suchen hätte. Damit taucht aber auch die ganze Inzestthematik Trakls auf mit ihren Folgen Tod *und* Auferstehung.

Wenn man sich die poetischen Äußerungen Trakls über den Tod, auch in seinen letzten Gedichten, vergegenwärtigt, so kann man nicht umhin zu konstatieren, daß ziemlich viele davon positive, sogar hoffnungsvolle Merkmale aufweisen. In »Traum und Umnachtung« steht der Ausruf: »O die Wollust des Todes.« In »Offenbarung und Untergang« steht ein Satz, der auch den wohlthuenden Einfluß der Schwester hervorhebt: »Sprachlos lag ich unter den alten Weiden und es war der blaue Himmel hoch über mir und voll von Sternen; und da ich anschauend hinstarb, starben Angst und der Schmerzen tiefster in mir; und es hob sich der blaue Schatten des Knaben strahlend im Dunkel, sanfter Gesang; hob sich auf

mondernen Flügeln über die grünenden Wipfel, kristallene Klippen das weiße Antlitz der Schwester.« Der wohlthuende Einfluß der Schwester, ähnlich wie in »Grodek«, wird ebenfalls in »Die Schwermut« beschworen:

Herbstesnacht so kühle kommt,
Erglänzt mit Sternen
Über zerbrochenem Männergebein
Die stille Mönchin.

Trakl wünscht sich einen solchen Tod unter den »Sternen« der Schwester herbei, wie der Eingangsvers von »Nachtergebung« zeigt: »Mönchin! schließ mich in dein Dunkel«. Das Gedicht »Die Heimkehr« macht deutlich, daß Trakl dem Tod sogar mit Hoffnung entgegengeht:

Blaue Kühle
Odmet das nächtige Tal,
Glaube, Hoffnung!
Gegrüßt du einsamer Friedhof!

Wenn man vom Tod bei Trakl spricht, soll man den gelegentlichen Hinweis auf Auferstehung nicht außer acht lassen, so wie er am Ende der »Brenner«-Fassung von »Passion« vorkommt, die auch das Schicksal Trakls mit dem vom »Menschensohn« Christus in Verbindung bringt, und wie er ebenfalls am Ende von »Abendländisches Lied« steht, das das Schicksal Trakls mit dem eines ganzen Menschengeschlechts verquickt. Es soll deswegen nicht verwundern, daß Trakls eigenes, sehr privates Schicksal mit dem seiner Generation auf dem Schlachtfeld von Grodek vermengt erscheint. Entgegen der Behauptung von Herrn Steinacker wird die »Hoffnung« in »Grodek« nicht nur »durch Schweigen ausgedrückt«, sondern auch durch den Wortlaut angedeutet, darunter das Wort »nährt« im vorletzten Vers, dem man wohl eine zukunftsweisende Funktion zuschreiben müßte.

Ich möchte Ludwig von Ficker das letzte Wort in dieser Erwiderung sagen lassen. In einem Brief vom 29. Juni 1947 an eine Trakl-Dissertantin schrieb er mahnend, »daß zwar der Bildraum von Trakls Sehergabe das Weltbild, das ihm vor Augen stand und dem er sein persönliches Schicksal aufgeopfert wußte, in Nacht und Grauen versinken läßt, aber unter Lichtblicken — übersehen Sie das bitte nicht! —, die dem Untergehenden immer wieder die Gewißheit eines kommenden Auferstehungsmorgens erschlossen. [. . .] Sie verstehen, daß ich hier einen ernsten Appell an Sie richte.«

Trakl-Manuskript verkauft

Das Antiquariat Hassfurther (Wien) hat in einer Ausstellung vom 15.3. bis 14.4.1984 u.a. ein Manuskript Trakls zum Kauf angeboten (im Katalog unter der Nr. 140, Faksimile Tafel 62): eigenhändiges Gedicht »Die Sonne«. In der historisch-kritischen Trakl-Ausgabe ist dieses damals (1969) verschollene und nun angeblich aus Privatbesitz in den USA stammende Manuskript (H²) in Bd.2, S.237f. bezüglich des Aussehens der Handschrift recht zutreffend und bezüglich der Abweichungen vom Druck völlig korrekt beschrieben.

Das Manuskript dieses Gedichts, dessen Wert durch den Hinweis des Antiquars auf die Vertonung durch Anton v. Webern (1924 erschienen) offenbar gesteigert werden sollte, ging für den im Katalog geforderten Preis von S 130.000,-- an einen Sammler in der BRD, der freundlicherweise mit uns wegen einer Begutachtung in Kontakt getreten ist. Die Bemühungen des Forschungsinstituts »Brenner-Archiv« um die Erwerbung des Manuskripts waren wegen des horrenden Preises leider vergeblich.

E.S.

Trakl-Manuskript versteigert

Das Antiquariat Stargardt (Marbach) hat vor kurzem in seinem Katalog 631 unter der Nr. 450 ein Manuskript Trakls angeboten: dreizeiliger Gedichtentwurf mit Streichungen und Korrekturen (»Seufzend in schwarzen Kissen. . .« = »Delirien«, 1. Fassung) sowie Notizen (Medikamentenliste und eine Adresse) auf der Rückseite eines an Trakl gerichteten Briefs von Erhard Buschbeck (Wien, 17.1.1913). In der historisch-kritischen Trakl-Ausgabe ist dieses offenbar aus Privatbesitz in Salzburg stammende Manuskript (H¹) in Bd.2, S.394 beschrieben; ein Faksimile findet sich bei Wolfgang Schneditz: Georg Trakl in Zeugnissen der Freunde. Salzburg 1951, S.97.

Das Manuskript wurde in der Auktion vom 19./20.6.1984 versteigert (Ausrufungspreis laut Katalog DM 800,--) und ging aufgrund eines schriftlichen Gebotes um DM 3.400,--an einen unbekanntem Sammler. Die Bemühungen des Forschungsinstituts »Brenner-Archiv« und des Deutschen Literaturarchivs in Marbach um die Erwerbung des Manuskripts waren wegen des horrenden Preises leider vergeblich.

E.S.

Trakl-Bibliographie

Der Bericht über die Trakl-Forschung der siebziger Jahre konnte für das vorliegende Heft (Nr.3) nicht mehr fertiggestellt werden.

Durch den Tod des Verfassers der »Neuen Trakl-Bibliographie«, Walter Ritzer, ist sein Vorhaben, die neuesten Schrift-, Ton- und Bilddokumente über Trakl in den »Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv« laufend vorzustellen, nicht in Erfüllung gegangen. Das Forschungsinstitut »Brenner-Archiv« wird um eine adäquate Fortführung der Dokumentation Ritzers bemüht sein.

Suchanzeigen

Das Forschungsinstitut »Brenner-Archiv« ist sehr interessiert an Briefen, Manuskripten, Büchern, Zeitschriften, Bildern, Photos, Dokumenten u.a. mit Bezug auf den »Brenner« und seine Mitarbeiter, auf den Bekanntenkreis Ludwig v. Fickers, auf Autoren des 19. und 20. Jahrhunderts aus dem deutschsprachigen Raum (speziell aus Tirol).

All jenen, die durch Hinweise oder Übergabe von Dokumenten u.ä. der Forschung im Institut behilflich waren, sei hiermit herzlich gedankt.

Herzmanovsky-Orlando-Ausgabe:

Gesucht werden vor allem Briefe von und an Herzmanovsky-Orlando; erbeten sind auch Hinweise zu seinen Bildern und Zeichnungen.

Esterle-Ausgabe:

Für eine Dokumentation über Max v. Esterle werden Bilder, Zeichnungen, Plakate, Briefe, Dokumente u.a. gesucht.

Tesar:

Gesucht werden folgende Werke von Ludwig Erik Tesar: »Jesse Wittich«. Roman. Berlin: Axel Juncker 1913 (erschieden unter dem Pseudonym Ludwig Erde); »Robinson Crusoe von Daniel Defoe« (= Gerlachs Jugendbücherei Bd. 31). Wien o.J. (1913).

*

Hinweise und Anfragen zu Themen dieses Heftes sind erbeten.

»Gesellschaft der Freunde des Brenner-Archivs«

Mitglieder können die im Otto Müller Verlag Salzburg erschienenen Publikationen des Forschungsinstituts »Brenner-Archiv« zu einem ermäßigten Preis über das Institut bestellen. Zu diesen bereits veröffentlichten Publikationen (siehe Anhang) und dem demnächst erscheinenden »Gablitzer Ebner-Symposion« kommen noch einige in Vorbereitung befindliche hinzu, über deren finanzielle Unterstützung durch die »Gesellschaft der Freunde des Brenner-Archivs« von ihren Mitgliedern beraten werden soll:

Ludwig v. Ficker: Briefwechsel 1907 - 1967. Edition und Kommentar. (ca. 3 Bände)

Anton Santer: Gesammelte Dichtungen und Briefe. Mit einer literaturwissenschaftlichen Einführung. (ca. 3 Bände)

Max v. Esterle: Das malerische Werk. Mit wissenschaftlichen Erläuterungen. (1 Band)

Erich Lechleitner: Bildmonographie. (1 Band)

*

Walter Ritzer †

Hofrat Dr. Walter Ritzer ist am 16.5.1984 im 74. Lebensjahr gestorben. Ritzer studierte in Wien Germanistik und Indogermanistik; seine Dissertation schrieb er über Hugo v. Hofmannsthal's Bearbeitungen griechischer Tragödien. Sein beruflicher Wirkungsbereich war der wissenschaftliche Bibliotheksdienst; 1957 wurde er zum Direktor der Bibliothek der Technischen Universität Wien ernannt. Neben anderen einschlägigen Veröffentlichungen ist er vor allem durch seine Bibliographien über Rilke (1951) und Trakl (1956 = Trakl-Studien Bd.3; 1983 = Trakl-Studien Bd. 12) bekannt geworden. Für das Forschungsinstitut »Brenner-Archiv« ist darüber hinaus seine Bibliographie »Ignaz Zangerle und 'Der Brenner'« (Untersuchungen zum »Brenner«. Festschrift Zangerle. Salzburg 1981) von besonderer Bedeutung. Wie in »Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv« Nr.2/1983 angekündigt, wollte Ritzer in unserer Zeitschrift jeweils die neuesten Schrift-, Ton- und Bild-dokumente über Trakl bibliographisch dokumentieren.

Ein Fortschritt in der internationalen Trakl- und »Brenner«-Forschung wird wesentlich auf Ritzers Bibliographien zurückzuführen sein.

Seinen Freunden und Mitarbeitern im Brenner-Archiv bleibt die ebenso sachliche wie menschlich-entgegenkommende Art der Zusammenarbeit mit Walter Ritzer unvergeßlich.

W.M. E.S.

Fritz von Herzmanovsky-Orlando: Sämtliche Werke in 10 Bänden

Hrsg. im Auftrag des Forschungsinstituts »Brenner-Archiv« unter der Leitung von Walter Methlagl und Wendelin Schmidt-Dengler.

bisher erschienen:

Band I: Österreichische Trilogie. 1. Der Gaulschreck im Rosennetz. Roman. Herausgegeben und kommentiert von Susanna Kirschl-Goldberg.

243 Seiten, 35 Abbildungen, Format 15 x 22 cm, Ganzleinen, ISBN 3-7017-0350-7. S 295,-- DM 42,-- (Subskriptionspreis S 250,--/DM 36,--).

Band II: Österreichische Trilogie. 2. Rout am Fliegenden Holländer. Roman. Herausgegeben und kommentiert von Susanna Kirschl-Goldberg.

350 Seiten, Format 15 x 22 cm, Ganzleinen, ISBN 3-7017-0364-7. S 385,--/DM 55,-- (Subskriptionspreis S 330,--/DM 47,--).

Herzmanovsky-Orlando über die beiden ersten Bände der Trilogie:

»Während im 'Gaulschreck' die bornierte Beamtendummheit als polare Wirkung groteskes Geschehen gebiert, ist im zweiten Teil im goldenen Abendrot der zum Sterben verurteilten Märchenpracht des unvergleichlichen Traumreiches Österreich schon der Hauch okkulten Vorgehens ganz diskret spürbar« (ca. 1950).

Band VII: Der Briefwechsel mit Alfred Kubin 1903 bis 1952. Herausgegeben und kommentiert von Michael Klein.

484 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Format 15 x 22 cm, Ganzleinen, ISBN 3-7017-0351-5. S 480,--/DM 69,-- (Subskriptionspreis S 410,--/DM 59,--).

Fritz von Herzmanovsky-Orlando und Alfred Kubin verband eine über fünfzig Jahre währende Freundschaft.

Die Wichtigkeit ihrer Korrespondenz sowohl für die beiden Briefpartner als auch für den heutigen Leser, der diesen beiden so verschiedenen Künstlerpersönlichkeiten gerecht zu werden, die Bedingungen ihrer Werke zu verstehen bemüht ist, ergibt sich bereits aus den äußeren Fakten.

Weder von Kubin noch von Herzmanovsky-Orlando ist ein zweiter derart umfangreicher Briefwechsel bekannt. Erhalten sind über 200 Schriftstücke aus der Zeit zwischen 1903 und 1952. Bei beiden Künstlern fällt die größte Dichte der Korrespondenz mit den fruchtbarsten und intensivsten Arbeitsjahren zusammen.

Was beiden gemeinsam war, die selten in solcher Stärke auftretende literarische und bildnerische Doppelbegabung, ihr Interesse für Mystisch-Okkultes und nicht zuletzt ihre Sammelleidenschaft, findet seinen Niederschlag in diesen Briefen, die über ihren biographischen Wert hinaus ein wichtiges Zeitdokument sind.

PUBLIKATIONEN ÜBER »BRENNER«-MITARBEITER

Eberhard Saueremann: *Zur Datierung und Interpretation von Texten Georg Trakls. Die Fehlgeburt von Trakls Schwester als Hintergrund eines Verzweiflungsbriefs und des Gedichts »Abendland«*. Innsbruck: Institut für Germanistik 1984 (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe Bd. 23), 102 S., S 132,-.

»Ja, verehrter Freund, mein Leben ist in wenigen Tagen unsäglich zerbrochen worden und es bleibt nur mehr ein sprachloser Schmerz. . .«

In der Arbeit soll bewiesen werden, daß dieser — an Ludwig v. Ficker gerichtete — berühmteste Brief Trakls entgegen den bisherigen Annahmen (z.B. in der historisch-kritischen Trakl-Ausgabe) nicht im November 1913 in Wien, sondern im Frühjahr 1914 in Berlin entstanden ist und daß der Anlaß dafür die Totgeburt eines — möglicherweise inzeestuös gezeugten — Kindes von Trakls Schwester Gretl gewesen ist.

Ausgehend vom Zusammenhang zwischen dem biographischen Verhältnis Trakls zu Gretl und dem literarischen Stellenwert der »Schwester« in seinen Dichtungen werden Teile des Gedichts »Abendland« und anderer Dichtungen Trakls als Spiegelung dieses Erlebnisses interpretiert. Dadurch wird auch ein Einblick in die Entwicklung seiner Dichtungen und in sein Sprachbewußtsein gewährt.

Die Problematik einer Interpretation von Dichtungen Trakls mit Hilfe seiner Briefe wie auch einer Lebensbeschreibung Trakls anhand seiner Dichtungen wird grundsätzlich erörtert. Schließlich ist die Arbeit auch eine Auseinandersetzung mit der Trakl-Forschung, die auf überprüfbare biographische Fakten und auf einen Vergleich der Belegstellen (anhand der Trakl-Konkordanz) verzichten zu können glaubt; als ihre Schwächen werden kritisiert: weltanschauliche Voreingenommenheit, methodische Unzulänglichkeit, sachliche Ungenauigkeit.

Die Arbeit ist aus der archivalischen Beschäftigung mit den Nachlässen Fickers und Trakls (Forschungsinstitut »Brenner-Archiv«) entstanden. Daraus erklärt sich das Interesse an einer methodischen Erschließung und interpretatorischen Berücksichtigung der Entstehungsdaten von Briefen und Gedichten. Das geradezu kriminalistische Vorgehen des Verfassers ist für den Leser nachvollziehbar und macht die Lektüre spannend.

Untersuchungen zum »Brenner«. Festschrift für Ignaz Zangerle zum 75. Geburtstag.

Hrsg. v. Walter Methlagl, Eberhard Saueremann und Sigurd Paul Scheichl. Salzburg: Otto Müller Verlag 1981, 539 S., S 385,-.

Den Verdiensten Zangerles um die Erwachsenenbildung (z.B. als Leiter des Katholischen Bildungswerkes Tirol) und um die Literatur (als »Brenner«-Mitarbeiter und Förderer der Trakl-Forschung) sucht die Festschrift mit 40 Beiträgen von Autoren aus 10 Ländern gerecht zu werden. Sie ist zugleich ein repräsentativer Überblick über die wissenschaftliche Arbeit des Forschungsinstituts »Brenner-Archiv« seit 1964.

Das Buch ist ein Handbuch zum »Brenner« und seinem geistigen Umfeld. Es erschließt unbekannte Quellen und enthält neueste Forschungsergebnisse zu Hermann Broch, Theodor Däubler, Carl Dallago, Ferdinand Ebner, Ludwig von Ficker, Theodor Haecker, Martin Heidegger, Karl Kraus, Christine Lavant, Ludwig Wittgenstein, Ignaz Zangerle u.a.

Neben literaturgeschichtlich und geistesgeschichtlich-philosophisch orientierten Untersuchungen (etwa über die Rezeption Hölderlins im »Brenner«, über Aspekte des Judentums im »Brenner«) stehen sprachwissenschaftliche (etwa zum Problem der religiösen Sprache).

Vor allem wird die Trakl-Forschung auf eine neue Grundlage gestellt. Die einschlägigen Beiträge beschäftigen sich mit Trakls Biographie, mit seiner Sprache, mit Editionsfragen, Übersetzungsproblemen, Rezeptions- und Interpretationsmodellen.

Eine Auseinandersetzung mit dem »Brenner« ist immer eine Sache persönlicher Betroffenheit, in der Zustimmung wie in der Ablehnung.

Iris Denneler: *Konstruktion und Expression. Zur Strategie und Wirkung der Lyrik Georg Trakls*. Bd. 13, 1984, 314 S., S 196,-

Seit Erscheinen der historisch-kritischen Trakl-Ausgabe macht sich die Auffassung geltend, Georg Trakls Gedichte seien 'hermetisch', in ihrem internen Verweiszusammenhang verschlossen und besiegelt. Iris Denneler argumentiert gegen dieses 'Dogma'. Diese Gedichte seien seit jeher 'lesbar' gewesen, meint sie. Lesbare Lyrik habe Trakl auch schreiben wollen. Zahlreichen Belegen dafür — an sich längst bekannt — ist bisher nicht jenes spezifische Gewicht beigemessen und nicht jene feldartige Anordnung gegeben worden, wodurch sie zu Zeugen einer komplexen literarischen Handlung werden. An solchen Handlungen war der Dichter, der bei seiner 'Arbeit' an Gedichten immer auch den Leser strategisch einbezog, bei aller gehemmten Mitteilungsfähigkeit ebenso entscheidend beteiligt, wie das Gedicht-verbreitende Medium und der angesprochene Leser mit seinen Erwartungen und Reaktionen. Freilich bedeutet Lesbarkeit niemals widerstandslose Einläßlichkeit. Ihr widerspricht nicht staunendes, auch ratloses Auf-sich-beruhen-Lassen. Dies zeigen etwa die in dieser Arbeit sorgfältig rekonstruierten 'Dialoge' Trakls mit Zeitgenossen: z.B. mit Ludwig von Ficker, Karl Kraus, Karl Borromäus Heinrich und — in bisher nicht erreichter Deutlichkeit — mit Else Lasker-Schüler. Vor allem spätere 'Lesearten' Traklscher Gedichte — so etwa die christlich-religiöse, die mythologische oder die psychoanalytische — sind zuweilen allerdings überdeutlich von ihrem eigenen 'Suchbild' geprägt. Der literarische Dialog als dynamische Handlung gerät dann an seine Grenzen.

Walter Ritzer: *Neue Trakl-Bibliographie*. Bd. 12, 1983, 392 S., S 980,-

Die Weltgeltung des bedeutendsten österreichischen Lyrikers Georg Trakl ist offenkundig: seine Werke wurden in 22 Sprachen übersetzt (200 Ausgaben mit 4000 Gedichten, davon je 500 engl., franz., japan., ital., ungar., span.); 2000 Autoren haben bisher über Trakl publiziert — obwohl sein Werk nur 300 Gedichte (inkl. den verschiedenen Fassungen), einige dramatische bzw. Prosa-Stücke und nicht mehr als 150 Briefe umfaßt.

Die Veröffentlichungen über Georg Trakl, die Ausgaben und Übersetzungen seiner Werke sind unüberschaubar geworden. Ritzer gelang es jedoch, selbst entlegenste Schrift-, Ton- und Bilddokumente über Trakl zu sammeln und nach Gesichtspunkten zu ordnen, die den mannigfaltigen Fragestellungen der heutigen Trakl-Forschung entgegenkommen. Die Gliederung nach 150 Schlagwörtern, Querverweise, ein Werkregister (mit den seit dem Erscheinen der hist.-krit. Ausgabe 1969 neu hinzugekommenen Gedichten), ein Verzeichnis der 750 Zeitschriften bzw. Zeitungen sowie ein Personen-Verzeichnis ermöglichen einen umfassenden Überblick und rasch durchführbare Recherchen.

Die Neue Trakl-Bibliographie ist als Hilfsmittel für eine Beschäftigung mit Trakl unentbehrlich, in ihrer Vollständigkeit und Genauigkeit ist sie optimal.

Kathrin Pfisterer-Burger: *Zeichen und Sterne. Georg Trakls Evokationen lyrischen Daseins*. Bd. 11, 1983, 154 S., S 175,-

Man überfordert Trakl, wenn das Klimpern, das zum Handwerk auch des Literaturwissenschaftlers gehört, den Ton erschlägt, der nach Meinung der Autorin dieses Buches nur dem vernehmbar wird, der Trakls Gedichte möglichst vorbehaltlos liest. — Mit ihrer eigenen Untersuchung, die vor allem der Prosadichtung »Traum und Umnachtung« und dem »Elis«-Komplex gilt, will Kathrin Pfisterer-Burger dennoch nicht die Ergebnisse der Trakl-Forschung desavouieren. Zunächst aber vertraut sie ihrer Sensibilität. »Zart und

unerschrocken geht sie vor und vereinigt damit zwei Eigenschaften, die sich meist ausschließen, von denen aber ein Interpret, der bei Trakl einige Schritte weiter kommen will, keine entbehren kann« (Emil Staiger). Ein solcher Schritt ist der überzeugende Nachweis, daß nicht nur Nietzsche, Rimbaud und Hölderlin geistige Vorgänger Trakls sind, sondern auch Novalis. Novalis taucht hinter Elis als brüderliche Spiegelung auf. Dieses literarische Vorbild wird in der Trakl eigenen Weise verarbeitet und zur Quelle einer neuen schöpferischen Imagination gemacht.

Salzburger Trakl-Symposion. Hrsg. v. Walter Weiss und Hans Weichselbaum. Bd.9, 1978, 188 S., S 175,-

Hat Trakl die Dichtung Hölderlins wie die Rimbauds »bedenkenlos als Steinbruch benutzt«? Bernhard Böschstein stellt diese Behauptung Reinhold Grimms in Frage: *Hölderlin und Rimbaud. Simultane Rezeption als Quelle poetischer Innovation im Werk Georg Trakls* (S.9-27).

Ob Trakls Lyrik übersetzbar ist, ob sie überhaupt Mitteilungscharakter hat, erörtert Adrien Finck: *Die französischen Trakl-Übersetzungen* (S.28-43). Jacques Legrand bietet dazu eigene *Trakl-Übersetzungen* (S.44-51) und stellt sich der Diskussion (S.124-148). Können Trakls Beziehungen zu Karl Kraus als »Dialog mit einem Vater« interpretiert werden? Gerald Stieg stellt die Hypothese auf, aus den Kraus »gewidmeten« Gedichten »Psalm«, »Karl Kraus« und »Ein Winterabend« lasse sich Trakls Verehrung für Kraus wie seine Kritik an ihm erschließen: *Georg Trakl und Karl Kraus* (S.52-65).

Dem widerspricht Eberhard Saueremann: *Die Widmungen Georg Trakls* (S.66-100). Trakl habe Widmungen an Menschen gerichtet, weil er ihnen dankbar oder von ihnen abhängig war; eine Beziehung zwischen den Widmungsempfängern und dem Text der betreffenden Gedichte könne nicht belegt werden.

Arbeitsgespräche (mit Roger Bauer, Karl Ludwig Schneider, Alfred Doppler, Joachim Storck, Maurice Godé u.a.) erläutern diese Beiträge und erweitern das Spektrum um Themen wie: Trakls Beziehung zu George, Rilke, zum »Brenner«-Kreis, Trakls Technik des Zitats u.a.

Heinz Wetzel: *Konkordanz zu den Dichtungen Georg Trakls.* Bd.7, 1971, XX + 818 S., S 770,-

»Jeder Versuch, die lyrische Sprache Georg Trakls zu ergründen, führt unausweichlich zu der entscheidenden Frage, ob die einzelnen, in wechselnden Konstellationen wiederkehrenden Bildelemente als Zeichen anzusehen seien, denen konstante Bedeutungen zukommen«. (Einleitung)

Diese Frage ist immer noch offen, obwohl die Konkordanz das Vergleichen ermöglicht, indem sie (auf der Grundlage der hist.-krit. Trakl-Ausgabe inkl. Varianten) den Gebrauch der einzelnen Wörter vollständig und in ihrem Satzzusammenhang darstellt. Sie ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für die philologische Auseinandersetzung mit Trakl und führt zu einer Neueinschätzung seiner Lyrik — was freilich eine Überprüfung liebgewonnener Spekulationen erfordert.

Eugen Biser: *Menschsein und Sprache*. Bd.4, 1984, 93 S., S 108,-

Der Münchner Ordinarius für christliche Weltanschauung und Religionsphilosophie versucht zu zeigen, daß das Mitmenschlichkeit aufbauende Wort aus der Selbstentfremdung des Menschen herausführen und zu einer Quelle des Glücks werden kann.

Gerald Stieg: *Der Brenner und die Fackel. Ein Beitrag zur Wirkungsgeschichte von Karl Kraus*. Bd.3, 1976, 383 S., S 315,-

»Das Trakl-Kapitel [. . .] fordert zum Widerspruch heraus. Kern dieses Abschnittes ist eine Neuinterpretation der auf Kraus bezogenen Gedichte Trakls im Lichte eines späteren Urteils von Ficker, das sich [. . .] ausdrücklich auf Aussagen Trakls beruft. Diese Neuinterpretation ergibt, daß Trakl vor allem in seinem Gedicht für die 'Rundfrage über Karl Kraus' 'in nuce die spätere, religiös bedingte Kritik an Kraus vorweggenommen' habe«. (S.P.Scheichl in »Sprachkunst« 8, 1977, S.146)

Kraus' Einfluß auf Ludwig von Ficker und den »Brenner« ist unbestritten. Umstritten hingegen ist die Frage, ob Kraus von »Brenner«-Mitarbeitern zu Recht als Repräsentant eines »Idealismus« kritisiert worden ist, dem Ethik und Ästhetik ein und dasselbe seien. Stieg versucht darauf eine Antwort zu geben.

Hermann Broch: *Völkerbund-Resolution. Das vollständige politische Pamphlet von 1937 mit Kommentar, Entwurf und Korrespondenz*. Hrsg. u. eingel. v. Paul Michael Lützeler. Bd.2, 1973, 112 S., S 147,-

»Brochs Völkerbund-Resolution war der Versuch eines der großen Moralisten unserer Zeit, durch theoretische und praktische Friedensvorschläge und durch den Aufruf zum Kampf gegen den Faschismus an diesem 'Menschlichkeitsfortschritt als Verwirklichung von Menschenrecht' mitzuarbeiten.« (Einleitung)

Brochs an der Gesellschaftskritik von Karl Kraus und der Ethik Kants orientierter Versuch, in den Prozeß der politischen Meinungsbildung einzugreifen, ist angesichts der (trotz UNO) angespannten politischen Lage der Welt aktueller denn je.

Ludwig Wittgenstein: *Briefe an Ludwig von Ficker*. Hrsg. v. Georg Henrik von Wright unter Mitarbeit von Walter Methlagl. Bd.1, 1969, 112 S., S 137,-

Enthält außer den Briefen, die vor allem Georg Trakl und Wittgensteins »Tractatus« betreffen, Walter Methlagls *Erläuterungen zur Beziehung zwischen Ludwig Wittgenstein und Ludwig von Ficker* sowie Georg Henrik von Wrights Untersuchung über *Die Entstehung des Tractatus logico-philosophicus*.

Max von Esterle: *Karikaturen und Kritiken*. Hrsg. v. Wilfried Kirschl und Walter Methlagl. Sonderband 1, 1971, 237 S., 90 Karikaturen, S 385,-

In seinen Karikaturen holt Esterle aus dem friedlichsten oder hochmütigsten Gesicht das Charakteristische heraus, das, was hinter den Mienen »brütet und lauert«.

In seinen höchst anschaulichen und stilistisch prägnanten Kritiken versucht er, über das jeweilige Werk hinaus das komplexe Menschentum des Künstlers zu erfassen und ihn zur Selbstkritik aufzustacheln.

Trakls Reaktion zur Karikatur auf dem Titelblatt: »leider an mir ganz vorbeigeraten«.